Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Zu Wasser und Land.

Geschichten

aus See und von der fasten Wall.

Von

Heinrich Smidt.

Zweiter Theil.

Berlin, 1857.
Verlag von Otto Janke.

Pflanzer und Freineger.

Aus dem Waisenhause.

Von

Heinrich Smidt.

Berlin, 1857.
Verlag von Otto Janke.

Pflanzer und Freineger,

oder:

Westindisches Piratenleben.

Eine See-Novelle.

I.

Wie ein mächtiges, granitnes Halsband liegt in dem karaibischen Meer die Inselkette der Antillen in seiner majestätischen Pracht, in einem weitgestreckten Bogen, der von Florida bis zu der Mündung des Orinoco in Guyana reicht. Drei Diamanten, voll des edelsten Glanzes heben sich von dieser Gruppe ab: Cuba, in der vornehmen, stolzen Haltung alt-kastilianischer Grandezza, Hayti, mit der leichten, schimmernden Pracht des heiß-blütigen Franzosenthums und Jamaika, die jüngere, aber mächtigere, mit der bestimmten Färbung des kalt-aristokratischen Englands, unter deren glasirter Hülle noch ein Funken des spanischen Geistes glimmt, der einst in den Baien und auf den Savannen dieses fruchtbaren Paradieses herrschte.

Sanct Jago nannte es sein Entdecker und Hidalgos de Sanct Jago zu heißen rühmten sich die kühnen Abentheurer, welche es im Anfange des sechszehnten Jahr-

hunderts eroberten. Aber kaum hatten sie ihr ruhmvolles Leben beendet, und ihre Nachkommen schwelgten in dem vollen Besitz des Reichthums, den ihre Väter für sie erobert, als das Verderben schnell und unerwartet über sie herein brach.

Der britische Leoparde wagte einen neuen Zug über den Ocean. England sandte eine wohlausgerüstete Flotte unter den Befehlen des Admirals Pene und dieser nahm die Insel im Namen Seiner Großbritanischen Majestät im Besitz. Er pflanzte die Königlichen Wappen an diesen Küsten auf und ein Stück der altspanischen Herrlichkeit fiel nach dem andern. Der Name Sanct Jago verklang, wie der letzte Accord einer feierlich-prächtigen Melodie und Jamaika hieß fortan diese Insel, sammt all den kleinen Eilanden, welche sie wie eine Kette umgeben.

Das in Jamaika verwandelte Sanct Jago ward in ein Miniaturbild des Mutterlandes umgeschaffen. Sie theilten die Berge und das platte Land in Counties und setzten einen Gouverneur darüber. Die zwölf reichsten und angesehensten Grundbesitzer wurden zum „Rathe der Zwölfer" ernannt und bildeten das Oberhaus. Die Vertreter der Gemeinden hießen in ihrer Gesammtheit die „Assembly" und galten für das Unterhaus. Offiziere und Corporale, welche aus dem Mutterlande herüber ge-

kommen waren, exercirten eine Miliz, die aus Mestizen, Mulatten, Negern und europäischen Abentheurern zusammen gewürfelt war. Ein heißblütiger Caballero, der besser mit dem Degen in der Faust, als mit Worten zu fechten wußte, erhielt das Amt eines Friedensrichters und zu Mesopotamien und Neu-Eden predigten puritanische Missionaire den grinsenden Negern altkatholischer Plantagen-Besitzer den Segen des Evangeliums. Das ganze prächtige Eiland, von den blu Mountains im Osten, bis zu dem Lingany-Gebirge in Westen ward in die Schnürbrust altenglischer Freiheit eingeschnürt.

Aber in der Tiefe hat es noch lange gegährt, ehe die nordische Form Wurzel schlug in dem Boden der Trope. Der nur halb gelöschte Brand närrte sie, wie ein neckischer Kobold. Der Funke, der hier ausgetreten ward, glimmte an einer andern Stelle mächtiger auf. Was auf der Hauptinsel selbst keine Heimath fand, das flüchtete sich auf die einzelnen Eilande, die unter dem Schutz der Meereskönigin ihre Felsenhäupter in den blauen Himmel emporstrecken. Die bedeutendsten derselben sind die große und kleine Kaïmans-Insel, an deren Strande die Schildkröten sich nach langer Meerfahrt sonnen und den sorgsam ausspähenden Fischern zur Beute werden. Abgehärtete Burschen, diese Fischer.

Mancher von ihnen war weniger Mensch als Aligator; die tolle Crew bestand aus Farbigen von allen Nüancen, untermischt mit Spaniern, Portugiesen und Franzosen. Aber Alle waren so von der Sonne gebräunt, daß man sie für eine einzige Raçe hielt.

Im steten Kampfe mit den Elementen, am glatten Felsen, oder auf schwankendem Boot, oft im Ueberfluß schwelgend, den Fischfang oder Seeraub ihnen zuwarf; öfter vor Hunger sich krümmend und im Durstfieber rasend, wenn die Cisterne bis auf den letzten Tropfen ausdörrte, fesselt Alle ein gemeinsames Band: Das Andenken an ihre Abstammung von den Flibustiern. Es war eine gewaltige Zeit, als diese abentheuerlichen Fechter, im steten Kampfe mit den wilden Büffeln sich den Beinamen der Bukanier erwarben. Frankreich, England, Deutschland und Schottland haben diesen Bukaniern ihre tapfersten Führer geboren. Die Namen von Pierre le Grand, Levis Scott, Alexander von Eisenarm und Morgan sind ihnen geläufig, wie die Namen ihrer Heiligen. Die Siegeslieder von Sanct Francisco de Campeche, Maracaibo und Fort de la Barra sind an diesen Küsten noch nicht vergessen. Es waren wilde Gesellen diese Nachkommen der Flibustier und nicht unwürdig ihrer Väter zeigten sie sich, wenn sie in den leichten

Fliböten hinausflogen in die breite, stolze Strömung des mexikanischen Golfs. Lachend winkte das am Strande zurückbleibende Weib einen Abschiedsgruß und grinsete vor Vergnügen, wenn gleich nach der Abfahrt die schäumende Brandung sich über das leichte Fahrzeug ihres Mannes legte, aus welcher es nur mühsam wieder auftauchte.

„Gehen!“ sagte Mirja, das Weib des Freinegers Jago und reichte ihm zum Abschiede die Hand. „Gehen und nehmen Ninni mit. Ninni fünf Jahr alt und müssen kennen lernen die See. Mirja's Vater sagen, die See ein großes Buch sein, worin alle Tage etwas Neues steht. Mirja's Vater war tapfrer Neger und Ninni ist Mirja's Sohn. Ist Dein Sohn, Jago. Nehmen mit Dir den Knaben, daß er lerne. Mirja nicht weinen will, Jago.“

„Ich gehe, Weib!“ sagte Jago und nahm sie in seine Arme. Es war eine hohe, breitschultrige Gestalt, im glänzenden Schwarz und von dem schönsten Ebenmaße, dieser Neger. In den dunklen Augen glühte es oft unheimlich; sie deuteten auf mächtige Leidenschaften, die verborgen auf dem Grunde seines Herzens schlummerten. Er nahm seinem Weibe den Knaben ab, und sagte:

„Ninni soll mit mir. Er soll sehen die See, soll

sehen, wie die Netze sinken bis auf den Grund und fangen den Fisch. Dein Knabe soll Jamaika sehen, Weib. Jamaika mit den blue Mountains, worin viele meiner Gefährten hausen, und die bunten Savannen mit ihren Gärten und Plantagenfeldern, wo andere schwarze Brüder arbeiten und die Peitsche bekommen."

„Ninni nicht bekommen Peitsche!" sagte der Knabe, sich an den Vater schmiegend.

„Ich bin ein Freineger," sagte Jago, sich stolz aufrichtend. „Und Du bist mein freier Sohn. Tod für Den, der Dich peitscht. Geh hinein, Weib. Komm, Knabe. Der Wind frischt auf."

Der Freineger ging mit seinem Sohne am Bord. Außer einigen verkommenen Negern waren zwei lebenslustige Gesellen, denen noch der erste Flaum um das Kinn sproßte, seine Gefährten. Der Eine hieß Saint Esprit und hatte den Teufel im Leibe. Er that sich nicht wenig darauf zu Gute, daß er aus ächt französischem Blute stammte und daß sein Vater als Friseur das Pariser Pflaster getreten hatte. Er war nie weiter gekommen, als von der großen Kaïmansinsel nach Jamaika und zurück; aber er war in Paris besser zu Hause, als an dem abschüssigen Strand von Negrilpoint, oder an den Ufern von Blak River, und heckte täglich mehr

tolle Streiche aus, als in dem Hirn von drei Pariser Gamins Platz haben.

Der Zweite hieß Jan van Gent, und stammte aus den Niederlanden. Er rühmte sich laut, einen Oheim gehabt zu haben, der seiner Zeit unter der gesegneten Flagge des Mynheer Michael Adrianson de Ruiter am Bord des Schiffes „die sieben vereinigten Provinzen" Wunder der Tapferkeit verrichtete, und gewiß eben so hoch wie sein würdiger Admiral gestiegen wäre, wenn er nicht zufällig das Unglück gehabt hätte, vor seiner Beförderung wegen gemeinen Schiffsdiebstahls an der Fockraa aufgehängt zu werden. Anscheinend war Jan van Gent mit einem großen Theil holländischen Phlegma's behaftet; aber unter dieser täuschenden Hülle glühte es, wie eine feurige Esse, wenn der Wind darin fährt, und die Gluth prasselnd auflodert.

Mit fliegender Eile sauste die Barke vor einer steifen Brise über die Wellen hin. Sie streifte diese kaum, so lange Jago sich unter Land hielt, und erhielt sich in gleichmäßiger Bewegung. Als aber der Steuermann die letzte Spitze des heimischen Eilandes doublirte und der ganze Wasserzug des westindischen Archipels den bebenden Kiel ergriff, da streckten die Wellen ihre schaumbedeckten

Häupter riesengroß empor und schlossen die verwegenen Seefahrer von allen Seiten ein.

Ein lautes Gelächter der Mannschaft empfing die sich so ungestüm meldenden Bräcker.

Jan van Gent, der die Pinne des Steuers hielt, preßte diese fester an sich und brummte ein wüstes Lied vor sich hin, das einst seine Vorfahren auf den Werften von Vlissingen gesungen. Saint Esprit braute in der bauchigen Calabasse einen würzigen Punsch. Jago, der mit seinem Knaben spielte, und jedes Mal laut auflachte, wenn dieser nach einem rothschillernden man of war, der von der Spitze der Welle herabglitt, vergebens haschte, nahm den gebotenen Trank und sagte:

„Ich bringe es Euch. Und habt wohl Acht, wenn Ihr allein in der Barke seid. Geht nicht wieder so unbarmherzig mit den Leuten um, denen Ihr einen Besuch am Bord abstattet, wie neulich mit den armen Portoricofahrer den Ihr mit dem Steuerbords-Ohr an den Backbord seiner Kajütsthüre nageltet.“

„Pah!“ sagte Jan van Gent trocken. „Was hatte er zu horchen, während wir in seiner Kajüte um Schiff und Ladung handelten? Legte er das Ohr aus freien Stücken an die verbotene Thür, habe ich dafür gesorgt, daß er es unfreiwillig daran hängen lassen mußte. Als

ich ihm in den Straßen von Kingston begegnete, bin ich dessen gewiß geworden. Er trug eine türkische Klappenmütze und hieß Mister Einohr. Seine Hispanische Gnaden haben diesen Namen zeitlebens behalten; Ihr aber habt die Doublonen, die ich ihm abnahm, in acht Tagen todtgeschlagen. Also habt Ihr Euch an den Portoricofahrer versündigt, und ich nicht."

Die beiden Andern lachten und der Pariser sagte: „Saint Esprit heiße ich. Und wenn der Geist der in mir lebt, auch nicht sonderlich viel von einem Heiligen an sich hat, so gehe ich doch mit den beklagenswerthen Opfern, die der Zufall mir in den Schooß wirft, manierlicher um, als der plumpe Niederländer, der so thut, als wolle er jetzt grade mit seinem Arm die Steuerpinne knicken, die so arglos darin ruht. Ich nehme mir meinen Vetter, den sehr tapfern und sehr gelehrten Jan de Prir, der Soldat und Priester zugleich war, zum Muster. Er hat nie einen Feind niedergeschossen, ohne zu seufzen j'en suis faché und ist nie aus einem Hause, wo er geheime Einkehr hielt, mit der gemachten Beute verschwunden, ohne höflich zu sagen: A revoir! Ich würde mir ein Gewissen daraus machen, meine Hand an eine Menschengurgel zu legen, ohne vorher ein Paar reine Handschuhe angezogen zu haben."

„Eine Bestie im Festschmuck! rief Jago dazwischen und Saint Esprit entgegnete rasch:

„Was wißt Ihr? Eure Compaslinien sind bald gestellt. Von Gorée nach Cuba auf einem Sklavenschiff; von Cuba nach Jamaika in einem Flieboot. Erst eingefangen, dann verkauft! Eine Rundreise von der Ruderbank des Piraten, und nach einer Tour durch die Wildnisse mit den Buschnegern, in die Barke der Piraten und Schmuggler. Rohe Praxis, ohne alle gefällige Form und ohne Schliff. Kein Stammbaum und keine Heimath. Ich sehe mit Achselzucken auf Euch herab, Ihr pauvre diable, denn Saint Esprit ist mein Name und Paris mein Vaterland. Es lebe la belle France!“

„La belle France würde Dich für Deine Heldenthaten zu Port au Prince hängen, wenn Du ihr in die Hände fielst,“ unterbrach ihn Jago lachend. „Aber macht dem Geschwätz ein Ende. Schon tritt Portland-Point deutlich aus den unförmlichen Massen hervor. Haltet Euch scharf heran, damit wir es vor Sonnen-Untergang erreichen. Es braut unheimlich in der Tiefe und ohne einen geschützten Ankerplatz sind wir verloren.“

Die beiden jungen Kerle sahen den Führer der Barke mit offnen Mäulern an. Der Himmel war klar überall

und nirgens auch nur das kleinste Wölkchen sichtbar. Jago aber sagte mit verächtlichem Achselzucken:

„Die Stellvertreter des mächtigen Niederlandes und des noch mächtigeren Frankreichs sehen in ihrer Weisheit nicht, daß sich auf der Oberfläche der See die Vorboten eines nahenden Orkanes zeigen. He? Was summte Dir die Welle in's Ohr, die den Schaum zu beiden Seiten von sich schüttelt und in sich selbst zusammen bricht? He? Was wirbelt die fliegenden Fische, Flosse oben, Flosse unten in die Luft, als die Angst des verfolgenden Delphins, der den Grund, worauf er schlief, unter sich zittern fühlte? He? Seid Ihr blind geworden, oder seht Ihr die Fontainen, die dort zwischen den weißen Kämmen aufsteigen mit schäumenderem Gischt, als jemals dergleichen über die Klippen der Kaïmans-Inseln wegrasete? Die Haie sinds, die ihren Grimm austoben, um ihre Furcht zu verstecken. Sie stäuben in banger Hast auseinander. Diese Tiger des Oceans fühlen den heranstürmenden Orkan in ihren Eingeweiden. Habt Ihr Augen im Kopf und seht nicht die weiße, durchsichtige Bank, die sich auf dem Rücken von Portland-Point sonnt? Euer letztes Schelmenstück liegt hinter Euch, wenn sie von dort herab auf

Eure Köpfe fliegt. Ein Jamaika-Orkan! Wißt Ihr, was das bedeuten will? Darum nehmt Euch zusammen und seht zu, daß wir wohlbehalten unter Land kommen."

Wer jemals unter jenen Breiten lebte, kennt die schwere Bedeutung dieser Worte. Es bedurfte keiner Mahnung weiter. Die beiden jungen Seeteufel thaten redlich ihr Werk. Der Knabe schmiegte sich fest an den Vater, und im Vorgefühl des ihm bevorstehenden Unheils flog ein leises Zittern durch seinen Körper. Er schlang seine Aermchen fest um die Schultern des Vaters und sagte leise:

„Ninni nicht verkaufen in Jamaika. Ninni nicht Sklave werden bei weißem Plantagen-Teufel."

„Wer hat Dir solchen Unsinn vorgeschwatzt?" rief der Alte aufbrausend. „Komme ich heim, will ich den Hunden, die Dir das sagten, meinen Arm fühlen lassen. Wehe dem hochgebornen Caballero, der seine Hand nach Dir ausstreckt."

Er hielt den Knaben fest an sich gedrückt und beruhigte ihn mit den süßesten Schmeicheleien. Als die Anzeichen des nahenden Unwetters deutlicher hervortraten, wickelte er den Knaben sorgsam in wollene Decken, legte ihn zu seinen Füßen nieder und nahm selbst das Steuer

in seine kundige Hand. Mit rasender Eile schoß die Barke vor der sich kräftiger aufgebenden Brise der Küste zu und verschwand endlich in dem Schatten der steilen Felsenwände von Portland=Point.

II.

In einem der reizenden Thäler, die sich von Portland-Point aus quer in das Land hinein ziehen, lag die Pflanzung des Sennor Leon Serres, der sich rühmte, von einem alten, castilianischen Geschlecht abzustammen, daß seit der Erwerbung der Insel durch die Spanier hier seßhaft geworden. Weithin rauschten im ununterbrochenen Wechsel die Kaffe- und Zuckerrohrfelder, anmuthig unterbrochen durch kleine Baumwollen-Plantagen, die mitten hinein gestreut waren. In der Mitte derselben stand das hohe Gebäude, welches die Cottonpreß mit ihren eisernen Walzen birgt. Auf den künstlich aufgeworfenen Terrassenhügeln am Eingange jedes großen Zuckerfeldes standen die Mühlen mit den weißen Kalkwänden und dem schwarzen Zinkdache. Gruppen von leichten Kokospalmen oder goldenen Bananen- und tiefdunklen Tamarinden-Bäumen brachten ein noch gesteigertes Leben in diese Scenerieen des Reichthums und der Fülle.

Mitten in dieser anmuthreichen Landschaft lag, von einer blumenbesäeten Terrasse getragen, das Herrenhaus, in dem leichten, luftigen Styl der Pflanzerwohnungen erbaut und mit all' dem Luxus ausgestattet, den der Reichthum des Besitzers rechtfertigte.

Auf dem weitläufigen Hofe vor demselben war um diese Tageszeit ein reges Leben. Eine ganze Schaar von Negern, theils zur Pflanzung gehörig, theils das Eigenthum fremder Caballero's und Gentlemen, die bei Sennor Leon Serres zum Besuche waren, tummelten sich durcheinander mit jenem nicht zu schildernden Lärm, Schreien, Springen, Kichern und Lachen, wie es nur Colonial-Neger, in drei Sprachen kauderwälschend, ausführen und ertragen können. Nur ab und zu wurde es still und der anscheinend unentwirrbare Knäuel flog auseinander wie Spreu vor dem Winde, wenn Mister Lucy, der erste Aufseher, oder einer von dessen Gehülfen quer über den Hof schritt. Dann hockten die fremden Neger auf den Wagentritten der schwerfälligen Kutschen ihrer Gebieter, oder machten sich mit dem Cabriolet zu schaffen, das ihrer Aufsicht anvertraut war, oder hätschelten ihres Peinigers Reitpferd, als hätten sie nie für irgend etwas Anderes Sinn gehabt. Alles dies dauerte, bis der

Gegenstand ihres Fürchtens vorüber war, worauf der Lärm im verdoppelten Maaße wieder anfing.

Sennor Leon Serres war ein strenger Gebieter und hatte empfindliche Ohren. Es mußte in seiner Nähe stets ruhig sein und bei dem geringsten Exceß hatte die Peitsche der Aufseher vollauf zu thun. Aber heute ging es in dem Hause des Pflanzers hoch her. Aus der Nachbarschaft waren gar mächtige und angesehene Herren auf die Einladung des Wirthes erschienen, um den Geburtstag desselben feierlich zu begehen. Das Fest begann mit einem glänzenden Mahle, und sollte mit einer lustigen Negerhatz, wie sie in jenen Tagen wohl üblich waren, schließen. Darum hatte man mit freigebiger Hand die armen Teufel beschenkt; darum sie mit Rum und Brandwein berauscht. Darum dies wilde Jauchzen, dies Schreien, Stampfen und Singen; darum die Taubheit des Mister Lucy und seiner Gehülfen, welche nicht rechts noch links blickten und die Peitschen ruhig am Gürtel hängen ließen.

Abermals wechselten die Weine und abermals stieg die Lust an der Herrentafel. Sennor Leon Serres saß oben an und forderte seine Gäste auf, sich ungestört der heitersten Freude hinzugeben. Er richtete diese Bitte mit den zuvorkommensten Worten an einen Caballero,

der ihm an Rang und Reichthum mindestens gleich stand und wiederholte diese Aufforderung mit einem vornehmen Kopfnicken, einem jungen, britischen Emporkömmling gegenüber, der in der Gesellschaft der Hunderttausend-Rentner als ihnen nicht ebenbürtig, nothgedrungen geduldet ward. Leon Serres stand in der Fülle des Mannesalters. Von Jugend auf im Schooße des Glückes schwelgend, erzogen in allen Vorurtheilen seines Standes, voll Hochmuth oder Ergebenheit, je nach Zeit und Umständen sich fügend, galt er für ein Muster dieses Standes. Aufgeweckt, voll Zuvorkommenheit und zutraulichem Wesen gegen die Gleichgestellten und Gleichberechtigten, war er das gerade Gegentheil gegen die nicht vom Glücke Begünstigten und gegen alle Farbigen ein unbarmherziger Tyrann.

Der goldige Madeira, der lichtrothe Oporto und der tiefdunkle Xeres perlten in den Gläsern. Sie machten sich gegenseitig den Rang streitig und kämpften vergebens um die Alleinherrschaft. Geschäftig trugen die phantastisch herausgeputzten Haussklaven in krystallenen Bechern das im Tropfsteinbecken geklärte und gekühlte Wasser herbei. Sie schmückten zum dritten Male die Tafel mit frischen, in bunten Farben prangenden Blumen und stellten in zierlichen Körben all' die süßduftenden Früchte auf, welche

an der Sonne der Tropen reifen. Wieder Andere verhüllten die geöffneten Fenster mit leichten Gazevorhängen, um den Mosquito's zu wehren, die allmählich zu schwärmen begannen und kühlten, mit breiten Palmenfächern wehend, die glühende Atmosphäre des Saales.

Schon hatte die allgemeine Unterhaltung längst aufgehört und Jeder sprach nur mit seinem Nachbar, ohne von diesem gehörig verstanden zu werden. Hier scherzte Jemand herablassend mit einem Lieblingsneger und dort stieß er einen Andern mit einem Fußtritt bei Seite. Es war ein wildes, übermüthiges Kolonial-Dessert, das seinen Höhenpunkt erreichte, als plötzlich der erste Aufseher, Mister Lucy hereinstürzte und mit lauter Stimme rief:

„Sennores und Gentelmen, haben Sie Acht!"

Alsbald war die Gesellschaft im vollen Aufstande. Man fragte, man lachte, man schrie. Alle drangen auf den Aufseher zu gleicher Zeit ein, der sich kaum zu retten wußte. Es gelang ihm, sich auf einen Stuhl zu schwingen und von diesem herab schrie er mit donnernder Stimme: „Orkan!"

„Orkan!"

Dies eine Wort jagte die hohe Pflanzer-Aristokratie auf die Veranda hinaus. Noch war der Himmel klar. Aber die dumpfe Schwüle in der Atmosphäre und die

trüben Nebel, die sich auf den Fluthen zu zeigen begannen, waren die sichern Zeichen des nahenden Unwetters. Die vorhin so Beredten verstummten plötzlich. Der endlos schwatzende Creole hatte kaum ein flüchtiges Wort zum Abschiede. Alle schwangen sich in die Sättel, oder sprangen in die Cabriolets. Dahin brausten sie mit Windeseile nach allen Richtungen auseinander, denn des Herrn Gegenwart auf der eigenen Pflanzung übt zur Zeit der Gefahr einen magischen Zauber auf die erschreckten Sklaven aus.

Leon Serres stand allein auf der Veranda und sah bedenklich und sorgenvoll in die Ferne. Seine Gattin war mit ihrer jungen Tochter, einem zweijährigen Kinde, vor einigen Tagen auf eine entfernte Pflanzung zum Besuch gefahren und wurde heute zurückerwartet. War sie, zeitig genug gewarnt, zur Einkehr bewogen? Oder war sie im Freien, dem drohend heraufziehenden Unwetter preis gegeben? Nichts half es, daß sein Knabe, der heitere William, gesprungen kam und sich mit kindlicher Freundlichkeit an ihn schmiegte. Der Vater hatte in diesem Augenblicke nur Sinn für die Abwesenden. Er wies den Knaben einige Male kurz zurück und als dieser noch immer nicht ging, herrschte er einen der Haussklaven an, William fortzubringen. Die Sorge um die

Seinen, so wie das gestörte Bankett, welches noch längere Zeit dauern sollte, hatte ihn in die übelste Laune versetzt, und Mister Lucy, sein erster Aufseher, der eben erschien, um sich Gehör zu erbitten, hatte sich keines besonders gütigen Empfanges zu erfreuen. Der Pflanzer warf ihm vor, daß er es gewesen, der mit seinem Schreckensrufe ihm die Gäste verscheuchte.

Der kaltblütige Engländer merkte nicht sehr darauf und sagte:

„Es mag Ihnen nicht besonders angenehm sein, von mir gestört zu werden, Sir. Aber es ist meine Pflicht, Ihnen zu sagen..."

„Was können Sie sagen? He? Was wollen Sie sagen, Mister? Was giebt es zu klagen?

„Sie würden es schon wissen, wenn ich hätte zu Ende sprechen dürfen!" fuhr Jener gleichmüthig fort. „Es zeigt sich unter Ihren Schwarzen eine bedenkliche Stimmung."

„Bedenkliche Stimmung!" fuhr der Pflanzer auf. „Sind die Bestien dazu da, Stimmungen zu haben und obenein bedenkliche? Wozu habt Ihr die Peitsche, als um ihnen die Grillen damit zu vertreiben?"

„Jedermann weiß, daß ich meine Pflicht thue," sagte Mister Lucy gelassen. „Wegen meiner all zu

großen Milde bin ich nie in Verruf gekommen. Aber Alles hat seine Gränzen, und die nicht zu rechtfertigende Strenge, womit Ihre Herrlichkeiten oft verfahren, ist — wenn ich es sagen darf..."

Ihr dürft nichts sagen, Herr. Nichts, als was ich befehle. Ihr habt zu gehorchen, wie Alle Andern."

„Nur mit dem Unterschiede, daß ich ein freier Mann bin, der gehen kann, wohin und sobald es ihm beliebt," antwortete Mister Lucy kalt. „Die meisten von Euern Gästen hatten ihren Leibsklaven bei sich, und das hat ein endloses Geschwätz gegeben. Es taugt nie etwas, wenn die Neger verschiedener Pflanzungen mit einander verkehren. Diese schwarze Brut hat einen Instinkt, der sie zu Vergleichungen antreibt, wenn ein solcher hergelaufener Bursche erzählt, wie gut er bei seinem Herrn gehalten werde. So prahlen sie Alle, wenn es auch gar nicht wahr ist, um sich ein Ansehen zu geben, und den Neid Derer zu wecken, die nicht so frech zu lügen vermögen. Das setzt böses Blut. Alle fremden Niggers waren heute des Rühmens voll. Die Ihrigen, Sennor, hatten nichts, womit sie groß thun konnten. Das regte die Fremden auf, welche sie nur um so mehr neckten, und sie vollends in Wuth setzten."

„So peitscht ihnen die Wuth aus, bis ihnen der

Athem vergeht. Verdammt sind diese leichtsinnigen Pflanzer, die sich von den Pfaffen den methodistischen Unsinn vorschwatzen lassen. Sie werden uns noch ins Verderben bringen. Wie die Hunde heulen!“

Der Pflanzer ging in großer Erregung auf und ab. Vergessen waren Weib und Kind draußen in den Savannen. Er hatte nur noch Sinn für die Gedankenlosigkeit und Schlaffheit seiner Genossen dem Trotze der Schwarzen gegenüber:

„Aber, laßt nur die nächste Assembly heran kommen! Wie ich sie da zusammen donnern will. Sie sollen zittern, wenn ich zu ihnen spreche und sich mir geduldig unterwerfen. Ich habe noch gleichgesinnte Freunde und mit diesen vereint, hoffe ich das Unheil im Keime zu ersticken. Es ist die höchste Zeit, den glimmenden Funken auszutreten, ehe er zur Flamme aufschlägt.“

Der feurige Wein, den er genossen, verfehlte seine Wirkung nicht.

„Was, zum Teufel, steht Ihr da und glotzt mich an?“ schrie er dem Aufseher zu. „Hört Ihr nicht, wie die Kerle draußen brüllen? Geht und stopft ihnen die Mäuler, oder ich stopfe Euch das Eure.“

Mister Lucy ging mit einem stummen Achselzucken und mischte sich unter die Neger, die sich auf einen

Haufen zusammen gedrängt hatten. Zwar liefen sie vor ihm auseinander; aber nur, um sich hinter seinem Rücken wieder zusammen zu finden, Alle auf einem Fleck, oder in kleinen Gruppen, heimlich flüsternd, oder mit den Händen Zeichen über Zeichen machend. Endlich ward Mister Lucy dieser Hatz müde. Er schrie laut über den Hof hin, sie sollten sich alsbald in ihre Hütten begeben und befahl seinen Gehülfen, für den Vollzug dieses Befehls zu sorgen.

In diesem Augenblicke schrillte ein Ton durch die Luft, so herzzerschneidend, daß die Brust sich zusammen zog. Was kein Befehl, keine Drohung vermocht hatte, bewirkte dieser Ton. Die Neger stäubten mit einem dumpfen Geheul auseinander.

Es ist der schrille Ton, der über die Wellen des Caraibenmeeres hin dem eigentlichen Sturm voranfliegt. In kurzen Zwischenräumen wiederholt sich der Schreckenslaut mit verdoppelter Kraft. Mit Windeseile steigen von allen Seiten die Wolken rabenschwarz und riesengroß empor. Sie wachsen von Secunde zu Secunde und schieben sich im Zenith zusammen — eine undurchdringliche Masse. Da donnert es in Luft und See zu gleicher Zeit. Die schäumenden Wellenkämme richten sich drohend auf und spotten mit ihrem Gebrüll des Sturmes, der sie

schüttelt. Sie tauchen unter, wenn er mit seinen Eisenfäusten nach ihnen greift, aber nur, um sich an einer anderen Stelle mächtiger und stärker zu erheben. Da greift er sie in seinem Grimm und schleudert sie gegen die granitenen Felswände. Schäumend stürzen sie darüber hin, schäumend prallen sie machtlos zurück; aber die Hütten des kleinen Negerdorfes, die an jene Felswände klebten, reißen sie sammt den Bewohnern mit sich fort, und versenken sie zu ewigen Tagen in ihren unergründlichen Schooß.

Und wie der Sturm auf der See, so raset er am Lande, auf den Höhen, in den Thälern und Schluchten, wie auf den freien, offenen Savannen. Die Quelle, die sonst, dem Auge kaum sichtbar, von dem Felsenkamm herabträufelt, schwillt zum mächtigen Wassersturz an und was ihm in den Weg tritt, schwemmt er fort. Die stolzen Palmen und Sycomoren beugen ihre Häupter. Sie brechen krachend zusammen und werfen sich quer über die von dem herabströmenden Wolkenbruch ausgewaschenen Pfade.

Und auf einem dieser Pfade keucht, bis zum Tode erschöpft, der Freineger Jago. Der tobende Sturm hat ihn überrascht, ehe er ein Obdach finden konnte, und seinen Knaben auf den Armen, der sich fest an ihn

klammert, klettert er über all die hundertfachen Hindernisse hinweg, die sich ihm entgegen werfen. Um ihn herum schwärmen, kreischend und krächzend, die aus der sichern Waldnacht aufgeschreckten Vögel; eine lange Flucht von grüngefiederten Papageien, voran der Albatroz mit seinen funkelnden Augen und der Flamingo mit seinem strahlenden Gefieder. Dazwischen schallt, Schauer erregend, das dumpfe Geheul der wilden Bestien, die von ihren Lagern in der Wildniß aufgescheucht, nach allen Seiten auseinander sprengen, vor Furcht und vor Wuth zugleich zitternd und bebend.

„O arme Ninni!“ stöhnte das junge Negerkind, welches der Vater nur um so fester an das bange schlagende Herz drückt.

„Geduld, mein liebes Kind! Geduld!“ flüsterte Jago ihm zu. „Der Himmel wird Erbarmen haben. Er muß Dich retten, oder...“

Ein heftiger Donnerschlag unterbrach den Neger. Der nachhallende Sturm verschlang seine Worte vollends. Aber der Blitz, der diese dichten Wolken auseinander riß und die nächste Umgebung auf Augenblicke erhellte, hatte ihm das rettende Asyl in nächster Nähe gezeigt. Er sah ein stattliches Herrenhaus, dessen breite Freitreppe zu einer steinernen Veranda hinauf führte. Unmittel-

bar darauf war Alles wieder in dichte Finsterniß gehüllt. Aber sein Auge war scharf. Er fand den Weg und hielt sich an dem Geländer aufrecht, als er erschöpft auf der untersten Stufe zusammen brach.

Es war die Wohnung des stolzen Leon Serres, auf dessen äußerer Schwelle der ohnmächtige Freineger mit seinem wimmernden Knaben lag. Die Erregung nach dem schwelgerischen Bankett, sowie der noch immer fortwüthende Orkan und die warnende Stimme seines ersten Aufsehers, hatten ihn gegen die Schwarzen so aufgebracht, daß er sie mit einem Griff an der Kehle hätte würgen mögen. In einem lichten Moment kam ihm auch der Gedanke, was die Folge für das Eiland und dessen Herren sein könne, wenn die dunkle Ahnung, die jetzt in den Negern aufzudämmern begann, zu einem klaren Bewußtsein käme. Von ihm aus sollte das verderbliche Gift sich nicht verbreiten. Mit dem Beginn des nächsten Morgens wollte er unter die aufgeregten Sklaven treten und ein furchtbares Gericht über sie halten.

Wenig kümmerte den zürnenden Pflanzer der rollende Donner und der herabströmende Regen. Er floh aus dem Zimmer, wo die drückende Schwüle, welche die ganze Atmosphäre erfüllte, ihn noch mehr ängstigte

und trat auf die Veranda hinaus, deren blühender Pflanzenschmuck ein trauriges Bild der Zerstörung bot. Das Unwetter hatte seinen Höhepunkt überschritten und der Kampf der Elemente war bereits im Abnehmen. Aber der Aufruhr war noch immer so heftig, daß Leon Serres, obgleich gewöhnt an solche Ausbrüche der wilden Naturkräfte, sich an einen Pfeiler halten mußte, um nicht zu Boden geschleudert zu werden.

Da vernahm er ein banges Stöhnen, das von der Freitreppe her zu ihm drang. Er richtete den Blick dahin und gewahrte eine dunkle Gestalt, welche sich vom Boden erhob. Den Kopf mit düstern Bildern von Negeraufruhr und Empörung angefüllt, eilte er dem Kommenden entgegen und rief ihm mit Donnerstimme zu:

„Wer untersteht sich, ohne gerufen zu sein, diese Veranda zu betreten?"

„Herr!" entgegnete der Freineger Jago mit demüthiger Gebehrde, indem er sich vor dem stolzen Pflanzer tief neigte. „Ihr seht hier einen vom Unwetter hart geschlagenen Mann . . ."

„Negerbrut!" schalt Leon Serres.

„Dies ist mein Kind, Herr. Mein armes, liebes Kind. Das Einzige, was ich habe. Es muß sterben, ohne Hülfe."

„Laß es sterben in des Teufels Namen. Zählt es doch nicht zu meinen Blöcken.“

„Erbarmt Euch, Herr, so wird sich Gott auch über Euch erbarmen. Gewährt Obdach einem Vater und seinem sterbenden Kinde.“

„Schweige und eile alsbald von hinnen, jämmerlicher Sklave!“

„Sklave!“ rief Jago aufwallend. „Ich bin kein Sklave. Ich bin Jago, der Freineger. Ich und mein Ninni sind Beide frei. Wir sind freigeboren.“

„Jago, der Freineger!“ sagte der Pflanzer ingrimmig lachend. „Bist Du nicht einer der Rebellen, die den Unfrieden aussäen, welche den schwarzen Bestien den Aufruhr predigen, damit sie sich auflehnen gegen ihre Herren? Und Du wagst es, hierher zu kommen, wo ...“

Er unterbrach sich: „Fort! Fort den Augenblick, oder ich lasse Dich wegpeitschen.“

Der Orkan, der eben wieder mit erneuter Heftigkeit losbrach, flog schrillend durch die Luft und faßte das Haus des Pflanzers mit solcher Macht, daß es bis in seine Grundfesten erbebte. Jago war wieder ganz der demüthig Bittende. Er ließ den Knaben von seinen Armen gleiten, kniete bei ihm nieder, liebkoste ihn zärtlich

und sagte mit dem gebrochenen Tone des gewaltsam unterdrückten Gefühls:

„Sennor Leon Serres, ich erkenne Euch. Ich weiß, daß Ihr ein harter, strenger Mann seid, den alle Leute grausam schelten. Aber, Sennor, Ihr seid doch auch Vater. Ihr habt auch einen Knaben, Sennor. Denkt Euch, wenn Ihr jetzt mit ihm auf bahnlosen Wegen umher irrtet und die Hütte, woran Ihr, Hülfe suchend pochtet, bliebe Euch mitleidlos verschlossen. Müßtet Ihr nicht fürchten, daß ein fliegender Stein, ein brechender Ast das Haupt Eures Kindes träfe und tödtete? Erbarmen, Herr! Erbarmen!"

Es krachte und barst. Eine der uralten Sykomoren, die auf der Anhöhe standen, welche die schmale Seite der Veranda begränzte, ward von dem Sturm erfaßt und stürzte entwurzelt auf das Dach, das an dieser Stelle morsch zusammen brach.

Der Pflanzer stieß einen schweren Fluch aus und setzte die silberne Pfeife an den Mund, deren gellender Ton den Hausnegern andeutete, daß der Herr ihrer bedürfe. Zwei derselben eilten herbei; aber als sie die furchtbare Zerstörung sahen, die sich fast unter ihren Augen begab, schwand ihr ohnehin geringer Muth und mit schlotternden Beinen blieben sie auf der Schwelle

stehen, die von der Veranda in das Innere des Hauses führte.

Jago hatte den Knaben, der bei diesem neuen Schrecknißе laut jammerte, kaum zu beruhigen vermocht.

„Er hört mich nicht, der harte Mann," sagte der Neger liebkosend zu seinem Knaben. „Er hört nie auf das Wort eines Negers. Aber Dich wird er hören. Wenn er Dich bitten hört, wird er glauben, es sei die Stimme seines Kindes und er wird menschlich sein. Krieche zu ihm, Ninni, umfasse seine Knie; bitte ihn um Dein Leben. Wir kommen Beide um, wenn man uns wieder in den wüthenden Orkan hinaustreibt."

Ninni hob flehend die Hände zum Vater auf. Er wagte es nicht, sich dem hartherzigen Weißen zu nähern, und erst als Jago, ergriffen von dem Gedanken, der Sennor könne einem flehenden Kinde nichts weigern, ernster gebot, kroch der Knabe flehend heran und die Knie des weißen Herrn umfassend, sprach er kaum hörbar:

„Gnade, Sennor! Gnade!

Leon Serres schüttelte den Knaben mit einem derben Fluche von sich ab. Dieser aber, der auf den unterdrückten Zuruf des Vaters hörte, lief nochmals auf den

Pflanzer zu und ergriff seine Hand, während Jago hoch aufgerichtet stand und eine drohende Haltung annahm.

Da ergriff den vielfach gereizten Pflanzer vollends die Wuth und den Knaben mit der Hand, die dieser ergriffen, nach der Kehle packend, schleuderte er denselben mit dem Ausrufe: „Fort, Du verdammte Negerbrut!“ gegen den steinernen Estrich. Der erschreckte Vater warf sich laut aufschreiend bei dem Knaben nieder und faßte mit zitternder Hand dessen zerschmettertes Haupt.

Betroffen stand Leon Serres bei diesem Anblick. Jago lag einen Augenblick regungslos neben dem verscheidenden Knaben; dann aber stieß er ein thierisches Gebrüll aus und sprang vom Boden auf. Diese Minute hätte dem Leben des Pflanzers ein Ende gemacht, wären nicht, aufmerksam geworden durch den steigenden Lärm, mehrere Neger erschienen, die von dem ebenfalls herbeigeeilten Mister Lucy aufgefordert, eine Schutzwehr bildeten, die Jago nicht zu durchbrechen vermochte.

Die Haussklaven erhoben ein wüstes Schreien. Jago brach in Thränen aus, als er den Knaben aufhub und von dem Blute desselben überströmt, die Leiche an seine Brust preßte. Dann aber richtete er sich auf und

dem Pflanzer einen vernichtenden Blick zuschleudernd, rief er mit Donnerstimme:

„Leon Serres, die blutige Saat, die Du in dieser Stunde säetest, soll Dir blutige Frucht tragen. Ich verfluche Dich vor der Luft, daß sie Dich vergifte, vor der See, daß sie Dich ertränke, vor der Erde, daß sie Dich verschlinge, vor dem Feuer, daß es Dich verbrenne! Du sollst keine Ruhe haben auf Deinem Lager und keinen Frieden an Deinem Tische. Ich will einen Scorpion schaffen, der an Deinem Herzen nagt, Du weißer Teufel. Und wenn Du Dich vor Todesangst zu meinen Füßen krümmst, wie vorhin dies arme Kind zu den Deinigen, will ich Dich verhöhnen und mit Füßen treten, Du Ungeheuer."

Er eilte fort. Keiner der Neger wagte es, ihn aufzuhalten. Mancher mochte wohl seinen Fluch mit dem des wüthenden Jago vereinigen. Mister Lucy trieb sie von der Veranda und schloß sie in ihre Kammer ein. Der Pflanzer blieb allein auf der Veranda. Er hörte nicht, wie die See, noch erregt von dem sich allmählich verlierenden Sturm, dumpfgrollend um die granitenen Felsen wogte; er sah nicht, wie die gelichteten Wolkenschichten sich lösten und eben so geheimnißvoll schnell verschwanden, wie vorhin aus der Tiefe emporwuchsen.

Er sah nicht den tiefblauen Himmel, der sich zu seinen Häupten aufthat und die goldenen Sterne, die mit lichtem Gefunkel an demselben blitzten. Er sah nicht, wie dicht hinter dem Hause eine dunkle Gestalt auftauchte, dasselbe von allen Seiten umschlich und endlich einen Eingang zu finden wußte. Er sah nicht, wie dieselbe Gestalt, einen Knaben auf dem Arm, wieder in das Freie trat und mit einem unterdrückten Freudenschrei weiter eilte.

Als der Räuber sich unter den dichten Bäumen verlor, sprang Leon Serres plötzlich auf. Die Erinnrung an sein Weib und seine Kinder bemächtigte sich seiner mit aller Stärke der Empfindung und er rief mit gellendem Pfiffe die kaum entschlummerten Sklaven wach. Zitternd hörten sie seine Befehle; sie sollten hinaus auf die benachbarten Pflanzungen und sich erkundigen, wo seine Gattin und Tochter ein Unterkommen gefunden. Hinaus auf die von Regenströmen, umgestürzten Baumstämmen und Erdrissen unwegsam gewordenen Straßen. Aber der Gebieter hatte es befohlen und schon nach einer Viertelstunde waren sie auf und davon.

Leon Serres ging in das Innere seines Hauses, wo einer seiner treusten Sklaven wohnte, dem die Sorge für seinen Sohn besonders anvertraut war. Seine Füße

waren bleischwer, seine Kniee schlotterten. Kaum vermochte er sich aufrecht zu erhalten:

„Es ist der giftige Nachtthau, der mich befallen hat. Ich werde das Fieber davon tragen," murmelte er vor sich hin. Aber in seinem Innern fühlte er, daß es ein schwereres Leiden sei. Es waren die Blutstropfen des in seinem Jähzorn hingewürgten Kindes, das auf seinem Herzen brannte; das erwachende Gewissen, welches ihn stachelte; die aufkeimende Todesangst, die sich seiner bemächtigte, er wußte nicht wie und weshalb.

Mit zitternder Hand öffnete er die Thür, die in des Sohnes Kämmerlein führte. Die Gardienen von weißer Gaze, die als ein Mosquitonetz das Bette umgaben, schimmerten zu ihm herüber. Aber vor demselben lag der Sklave, der ihn bewachen sollte, lang hingestreckt, ein Messer in der Brust. Erschreckt stürzte der Pflanzer dem Bette zu und riß die Vorhänge auseinander. Es war leer; sein Knabe war ihm geraubt. Mit einem dumpfen Schmerzenslaut sank er neben dem ermordeten Sklaven zu Boden.

III.

Golden lachte der tropische Himmel auf eine beruhigte See herab. Die Barke des Freinegers Jago, von einer leichten Brise fortbewegt, langte in der heimischen Bai an. Finster erhob sich der Neger und sagte zu seinen Gefährten:

„Euch vertraue ich die gemachte Beute an bis Morgen. Behütet sie wohl, bis dahin. Heute soll sich Niemand um mich kümmern. Niemand. Ich will mit meinem Weibe und dem Todten allein bleiben."

Er war an das Ufer getreten. Saint Esprit und Jan van Gent, sonst so keck, übermüthig und wortreich, nickten mit dem Kopfe und fuhren mehr landeinwärts, um die Barke an einen möglichst sichern Liegeplatz zu bringen.

Mirja, die ihren Gatten noch nicht zurück erwartete, saß vor der Hütte und flocht aus weißem Bast und

bunten Federn einen phantastischen Putz, womit sie ihren Knaben bei seiner Wiederkehr schmücken wollte. Nahende Tritte machten sie aufmerksam, und erschreckend gewahrte sie, wie Jago daher kam, gebeugten Hauptes, die Arme ineinander geschlungen, wie er zu thun pflegte, wenn irgend etwas Furchtbares geschehen war, oder ein Unheil nahe bevorstand. Er war allein. Der Knabe sprang nicht vor ihm her. Er hatte ihn nicht an der Hand.

„Ninni!" rief sie. „Ninni, mein Knabe! Wo Du sein?"

Der Neger stand still und sah sie an.

„Jago!" schrie das Weib ihm entgegen. „Wo Du haben mein Kind?"

„Ich habe ihn nicht!" antwortete er dumpf. „Ninni ist dort, wo, wie Pater Eustach sagt, die unschuldigen Kindlein mit den lieben Engelein spielen."

Der Neger sprach diese Worte mit einem Tone, der das innere Mark gefrieren machte.

„Ninni todt!" rief Mirja und stieß ein dumpfes Geheul aus. Jago ergriff ihre Hand und antwortete kalt:

„Still! Es ist jetzt keine Zeit zu klagen und zu heulen, sondern zu schweigen und zu handeln. Setze Dich auf den Stein dort und höre mir zu."

Gehorsam fügte das Weib sich dem Gebote des Mannes, dem blind zu gehorchen, sie von jeher gewohnt war. Er erzählte ihr das Geschehene, von dem Eintritt des Orkans, bis zu dem Augenblicke, wo er mit der Leiche seines Kindes die Veranda des grausamen Pflanzers verließ. Dann sprach er weiter:

„Jetzt greife ich nach dem, was ich Zeit meines Lebens verschmähte, um mich an dem Manne zu rächen, der uns unser schönstes Glück raubte. Er soll auch verlassen und verwaist sein, wie wir. Und wenn dann der rechte Augenblick gekommen ist — wir werden ihn erleben, Mirja, wir werden ihn ganz gewiß erleben, denn der gute Gott ist gerecht — wird uns glänzende Genugthuung werden. Jetzt aber ist es unsere Pflicht, daß wir dem armen Kinde die Ruhestätte bereiten, aus welcher ihn zu vertreiben, kein barbarischer Pflanzer mächtig genug ist."

Der Abend nahte heran. Der Abend der Tropenländer kommt nicht allmählich herauf, getragen von den letzten rosigen Dämmerwolken, welche die scheidende Sonne geleiten. Er ist plötzlich da, wie aus dem Himmel herabgefallen und wandelt mit der Secunde den glänzenden Tag in finstere Nacht. Vor der Thür des Negers, wo noch vor kurzem eine glückliche Mutter saß,

beschäftigt mit dem Putz ihres Kindes, war ein Grab gegraben. Jetzt nahten sich die Aeltern, welche die Leiche des Knaben trugen. Mirja ließ ihrem Schmerze freien Lauf. Jago blieb stumm. Er drückte einen letzten Kuß auf die kalten Lippen seines Lieblings und legte ihn dann in das Grab. Mirja warf sich auf die Leiche und drückte sie in ihrem wahnsinnigen Schmerze an sich, als wollte sie ihn nimmer lassen. Einige Zeit ließ Jago sie ruhig gewähren. Er drückte die Hand gegen das Herz, als wollte er den lauten Schlag desselben unterdrücken. Dann aber hob er sie auf; legte die ohnmächtig Hinsinkende auf den blumigen Rasen, nickte noch einen stummen Gruß hinab und füllte das Grab mit Erde. Dann warf er sich auf dasselbe nieder und seine Thränen rannen ungezählt in den Sand.

Drei Tage später kannte man diesen Platz nicht wieder. Die Hütte des Negers war verschwunden. Die kleine Pflanzung, welche dieselbe umgab, vernichtet. Nur die beiden hohen Palmen, welche am Anfange derselben standen, waren geblieben, als ein Wahrzeichen, daß hier früher zwei Glückliche lebten. Unter dem schirmenden Dache dieser Palmen erhob sich das Grab des kleinen Negerknaben. Aus demselben ragte ein einfaches Kreuz hervor von einzelnen Granitblöcken aufeinander

gethürmt. Der Vater hatte es selbst erbaut und die weinende Mutter umwand es mit dunklen Laubkränzen. Jago legte die Linke auf das Kreuz und streckte, wie zum Schwur, die Rechte gegen den Himmel aus:

„Du sollst nicht vergessen sein, Ninni. Wir gedenken Beide Deiner. Bis zu unserm letzten Athemzuge werden wir nur der Rache leben. Sie soll nicht enden, so wahr dieses Kreuz fest und unerschüttert steht und keine Menschenmacht es zu zertrümmern vermag."

Sprachs und wandte seine Schritte, ohne sich weiter nach dem Grabe umzusehen. Sein Weib folgte ihm in einiger Entfernung. Sie kehrten Beide nicht nach dieser Stätte zurück. Man hörte nur unter den vereinsamten Palmen das heisere Krächzen eines verstürmten Vogels und das Brausen der caraibischen See, wenn sie von unten herauf tobte und grollte.

IV.

Ein buntes, nie rastendes, wechselndes, phantastisches Bild entfaltet sich an einer breiten, felsumthürmten Uferstrecke des mexikanischen Festlandes, die an zwei Seiten von der See eingeschlossen ist, die über lange Klippenreihen donnernd hin brandet.

Drei jener seltsam geformten Fahrzeuge, die vor dem Beginn des vorigen Jahrhunderts auf der See sichtbar wurden, wiegen sich jenseits der Brandung vor ihren Ankern. Es ist in diesen Gebäuden noch der ganze altholländisch-plumpe Styl zu finden, der in einigen Schiffstheilen bis in die gegenwärtige Zeit hineinragt; die sich an den Kuffen und Schmacken zeigen, die noch heute vereinzelt auf See erscheinen. Dort erhebt sich zwischen Fockmast und Bugspriet das mit Kanonen gespickte Vorderkastell und die Campagne ragt hochbordig über den Spiegel weg, als letztes Ueberbleibsel jenes Thurmes, der im Mittelalter den Bogenschützen und

Steinschleuderern zum Aufenthaltsorte diente. Aber in den Theilen, die zwischen diesen beiden Gebilden der Vergangenheit liegen, zeigt sich eine leichtere und gefälligere Form in den Linien und die nach hinten überliegenden Masten sind ein erster Fingerzeig nach jenen schlanken Schonern und leichten Briggs, welche nach und nach zum Wunder der transatlantischen Gewässer wurden und welche die neueste Zeit in den riesigen Klipperschiffen zum zweiten Male gleich einem Phönix aus der Asche hat erstehen lassen. Am Bord dieses kleinen Geschwaders ist Alles vierkant. Der Befehlshaber desselben ist, man sieht es von der Wasserlinie bis zum Wimpel an den großen Toppen, von einem Geiste der strengsten Ordnung beseelt. Auf Deck und unter Deck dasselbe Ebenmaß, dieselbe Reinlichkeit. Kein Fetzen schaut aus den glatt aufgebauchten Segeln hervor, kein halbaufgerebbeltes Tau schlingert an den Reilingen hin und her. Es sind auf jedem der drei Fahrzeuge nur wenige Leute; aber sie sind gut geschult im Seedienst. Jeder gehorcht bei dem ihm zugewiesenen Werke den kurzen aber bestimmten Worten des wachthabenden Offiziers und wirft ab und zu einen Blick auf den nahen Strand, wo, im Gegensatz zu der symetrischen Ordnung am Bord, die üppigste Lust in der größten Ungebundenheit und Ausgelassenheit sich spiegelt.

Abermals ist eine Stunde verstrichen und die Mannschaften am Bord beginnen damit, ihrer Ungeduld Worte zu leihen, als sich vom Strande drei bemannte Böte losringen und muthig in die Brandung hinein steuern. Auf der weiten Strecke, die man nach Backbord und Steuerbord hin überschaut, ist nur ein schmaler, klippenfreier Weg, der sich in knappen Windungen auf die See hinausschlängelt. Aber die Bootmannschaften finden diese Straße und mit lautem Hurrah landen sie an dem Fallreep der drei Schiffe. In wenigen Augenblicken ist die Ablösung geschehen. Die vom Lande zurückgekehrten Seeleute nehmen die Plätze der vorigen Wachtmannschaft ein und setzen deren Arbeiten fort, als wäre nicht das Geringste mit ihnen vorgefallen. Die Erlösten aber schwingen sich vom Fallreep abwärts in die Böte und steuern in die Brandung zurück dem ersehnten Schauplatz zu, der sich vor ihnen ausbreitet.

Die Mannschaften der drei Schiffe bevölkern denselben. Sie sind über den weiten Raum hin verstreut. Auf einer terrassenfömig zusammen gewürfelten Felsengruppe erhebt sich vom Fuß bis zum Gipfel eine Zeltstadt von schimmernder Weiße, deren spitze Dächer mit farbigen Flaggen und Wimpeln geziert sind. Inmitten derselben auf einem vorspringenden Plateau lagert eine

Musikbande und schmettert lustige Fanfaren auf das bunte Treiben zu ihren Füßen herab:

Ueberall lodern Feuer und legen ihre Flammen um die siedenden Kessel. Gefüllte Fässer liegen auf Felsblöcken, oder auf einzelnen grünen Rasenflecken und der gefällige Wächter spendet von seinem Vorrathe überall hin. Dort liegen bunte Gruppen von Spielern und Trinkern. Die Würfel rasseln; die Karten fliegen hierhin, dorthin und die Goldstücke hinterdrein, mit Lachen empfangen, mit Verwünschungen ingrimmig fortgeschleudert. Die Guitarre erschallt an mehreren Punkten zugleich und lustiges, wähliges Volk dreht sich im Tanze. Es hält sich wenig an die vorgeschriebene Ordnung, die der Tanz bedingt, sondern dreht sich in wagehalsigen Sprüngen in immer wilderer Lust. Ueberall ist das Gedränge groß am meisten aber dort, wo lustige, lockere Dirnen sich einfanden, um den Seemann für seine langen Irrfahrten zu entschädigen und ihn den nahe bevorstehenden Abschied vergessen zu machen. Wie sie sich schlau drehen und wenden, diese leichten, halbbraunen, wildschönen Gestalten geschmeidig wie die Gazelle und mit leuchtenden Augen, die anziehen und erschrecken zu gleicher Zeit. Ihre kleinen Finger entlocken dem Tambourin rauschende Töne der Lust und ihr syrenenartiger Gesang zieht unwillkührlich

auch den Unempfindlichen mit magischer Gewalt in ihren Bereich. Umsonst versucht der zu entfliehen, den sie fesseln wollen. Umsonst versucht es der stärkste Arm, sie zu halten, wenn es ihren Launen widerstrebt. Dann geht es, wie in diesem Moment, wo sie die halbtrunkene Schaar auseinander sprengen und mit offenen Armen der erlösten Mannschaft entgegen eilen, die den Landungsplatz erreicht und mit einem fröhlichen „Joho! Hiho!" an das Ufer springt.

Auf einem Platze, von welchem aus man einen großen Theil dieses Lagers überschaut, sitzen, ein Zeltdach über sich, vor einer würzig-duftenden Bowle zwei Männer, in deren Physiognomien sich ein langes Leben voll der zügellosesten Leidenschaften abspiegelt. Sie sind über das erste Mannesalter hinaus; aber abgehärtet durch ein ununterbrochenes Leben zur See noch stark und kräftig genug, um die fast auf die Neige gehende Fahrt von neuem zu beginnen. Ihre Gesichter sind so glänzendbraun, daß man zweifelt, ob sie von Natur Farbige sind, oder ob Luft und Sonne sie nach und nach gefärbt haben. Ihre Kleidung, obwohl vom seemännischen Schnitt, ist doch phantastisch aufgeputzt und die goldene Verzierung an derselben deutet darauf hin, daß sie zu den Offizieren dieses Geschwaders gehören.

Der Eine von ihnen, kleiner und untersetzter, mit einem stattlichen Bauche gesegnet, füllt einen silbernen Pokal, dessen Embleme andeuten, daß er für einen andern Ort geschmiedet wurde, als die Kajüte eines Piraten ist. Er liebäugelt mit dem Trunk und sagt zu seinem Gefährten:

„Saint Esprit, so wahr Ihr ein Pariser seid; diesmal habt Ihr Euch doch überlisten lassen. Wie war es möglich, Lieutenant, daß Euch der alberne Surinamfahrer entgehen konnte? Ihr hättet einen brillanten Schlag gemacht und einen ansehnlichen Beitrag zu der Summe erhalten, wofür Ihr Euch in Paris das Louvre oder sonst ein Ding, als Ruhesitz für Euere alten Tage zu kaufen gedenkt.“

„Schweigt, Jan!“ entgegnete der Franzose auffahrend, „und jagt mir die Galle nicht noch mehr in's Blut. Das kommt von meiner ritterlichen Erziehung, die ich schon tausendmal verwünschte und die mich noch an's Messer liefern wird. Warum habe ich so gute Augen, die gleich erkennen, was für ein schönes Weib die Campagne des Surinamers betrat und die Hände bittend nach mir ausstreckte? Da verlor ich augenblicklich meine kriegerische Haltung und es war um die Prise geschehen.“

„Weg die Piaster, weg die Ladung, weg die Schöne!“ sagte Jan van Gent. „Ich hätte auf der Campagne stehen lassen, Wer darauf Platz hatte, bis Schiff und Ladung mein gewesen wären. Dann wäre es Zeit genug gewesen, die Dame zu ersuchen, es sich fortan in meiner Kajüte gefallen zu lassen, so lange wir Beide Behagen daran fänden. Ihr so, ich so; das ist der Unterschied zwischen einem bedächtigen Niederländer und einem luftigen Franzosen. Ein Streit, den wir nun schon seit dreißig Jahren mitsammen ausfechten und nie zu Ende bringen.“

„Vielleicht geschieht es doch einmal ganz unerwartet, in engverbundener Brüderlichkeit an einer und derselben Fockraa!“ entgegnete Saint Esprit mit leichtfertigem Spotte. „Mir kam der Gedanke kürzlich, als wir auf einer der Bermuda's eine lustige Jagd hielten. Ich war ermüdet hingesunken und schaute gedankenlos in das Blaue. Da gewahrte ich einen rothgesprenkelten Papageien, der sich in das dichte Gezweig mit dem Kopfe verfing und keinen Halt für seine Füße fand. Er versuchte zu krächzen und schlug ängstlich mit den Flügeln. Da fiel mir ein: Wie, zum Teufel wird es Dir sein, wenn sich Dir eines schönen Tages die Halsbinde so fest um die Gurgel legt? Wird Dir da eine helfende

Hand nahe sein, oder eine mitleidige Stimme für Dich laut werden? Ich möchte es wissen. Und wie ich das Alles halblaut vor mir hinsprach, war es mir, als ob mir Jemand siedendes Blei über den Rücken gösse, denn im unfernen Busche schrie die Spottdrossel so gellend darein, daß ich, wie von einer Tarantel gestochen, auffuhr, und erst wieder leicht athmete, als ich in meinem Boote saß und die frische Seebrise mir die heiße Stirn kühlte."

„Am hellen Tage und mit offenen Augen träumt solches Volk!" lachte der Niederländer auf. „Da sieht man es, welche zuverlässige Offiziere unser schwarzer Admiral für seine schneeweiße Majestät geworben hat."

„Schwarzer Admiral!" rief Saint Esprit. „Wer hätte es gedacht, daß dieser Freineger, der uns zu der strengen Entsagung fischfangender Paria's erzog und uns die Entbehrungen eines rastlosen Bumbootfahrer's mit Eifer anpries, sich selbst noch mit solchem Eifer im Seewerk fördern würde, daß es ihm gelingen konnte, ein lustiges Reich von freien Männern zu gründen, dessen Herrscher souverain ist, so weit die Wellen blauen und der alle mit der See gränzenden Küstenstriche als tributpflichtige Colonien betrachtet. Und sein junger Zögling! He, Jan? Mein Gedächtniß krankt seit der Papageien-Ge-

schichte. Wie war es doch mit der Ueberfahrt von Portland-Point nach der Kaïmansinsel? Sind es nicht achtzehn Jahre, als der schwarze Todte und der weiße Lebendige ...."

„Maul halten!" rief der Niederländer. „Siehst Du den Admiral nicht um jene Felsecke biegen? Excellenca steuert mit vollen Segeln gerade auf uns los, wenn auch eben nicht mit der strammsten Brise. Soviel ich es zu erkennen vermag, befindet er sich nicht in jener Stimmung, die ihn sonderlich genießbar macht, und es ist gerathen, ihm aus dem Wege zu gehen. Wollen unsern Diskurs ein anderes Mal fortsetzen. Komm hinab zu den Dirnen. Habe Lust, ihnen einen Possen zu spielen."

Die beiden würdigen Commandanten zweier Piratenschiffe zogen sich vor ihrem Gefährten zurück, der langsam herangeschritten kam. Jago hatte sich seit den achtzehn Jahren, da er von der Veranda des Pflanzers schied, nur unmerklich verändert. Die wolligen Locken seines Hauptes färbte ein leichter Silberglanz, aber dieses Haupt selbst trug er noch eben so trotzig aufrecht, als an jenem Abend, da er dem grausamen Leon Serres gegenüber stand. Die phantastische, luftige Seemannstracht, in die er sich geworfen, bildete einen schroffen Gegensatz

zu dem tiefen Ernste, der sich auf seinem Gesichte malte.

„Ich bin mit mir selbst einig," sprach er vor sich hin. „Die Zeit ist da. Ich lasse die Miene springen. Achtzehn Jahre habe ich auf diesen Tag gewartet. Achtzehn Jahre habe ich ihn sorgsam vorbereitet. Nun will ich ihn in vollen Zügen genießen. Mein Auge soll sich weiden an der Seelenqual jenes Menschen, an dessen Hand das Blut meines unschuldigen Knaben klebt. Und wenn der seinige . . . . "

Jago unterbrach sich: „Es ist wunderbar, welche Gewalt jener Knabe über mich gewonnen hat. Ist es seine Erscheinung selbst, oder ist es die überraschende Leichtigkeit, womit er sich in ein Handwerk gefunden, daß ich ergriff, um meiner Rache genug zu thun, indem ich ihn in dasselbe einweihte? Gleichviel. Was grübele ich? Die Stunde ist da. Es muß gehandelt werden."

Der Freineger wurde in seinem Gedankengange durch fröhlichen Hörnerschall unterbrochen. Alles, was sich in der Nähe befand, eilte dem Orte zu, von weher jene lustige Musik erschallte. Es war das jugendliche Oberhaupt der Piraten-Kolonie, der von einer Jagd heimkehrte, die er mit mehreren Genossen unternommen. Einige, mit mancherlei Jagdgeräth beladene Neger flogen

vor ihm her. Dann trat er selbst auf das Plateau hinaus, die offene, rollende See vor sich. Das frische lachende Gesicht, die fliegenden dunklen Locken um die leicht gebräunte Stirn, die kühn blickenden Augen gaben ihm etwas Keckes, Uebermüthiges. Er hielt einen leichten Strohhut in der Hand und ließ sich von der frisch herüber wehenden Seebrise wohlgefällig liebkosen.

„Wo gewesen?“ fragte Jago kurzab.

„In den Bergen!“ antwortete William eben so kurz.

„Es gefällt mir nicht, junger Herr,“ sprach Jago, „daß Du Dich seit einiger Zeit allzu sehr dem Müßiggange hingiebst. Stundenlang schlenderst Du herum, ohne irgend etwas zu thun. Du mußt Dich ändern.“

„Schwatzen gefällt mir nicht,“ versetzte der junge Seemann rasch. „Mir sagt ein schweigsames Denken besser zu. Und müßig? Fregatten kann man auf diesen Felsen nicht in den Grund bohren und Küstenfahrer giebt es in diesen Schluchten nicht viel zu kapern. Aber Prisen kann man hier auch machen, wenn sie gleich nicht den Werth einer Brigg haben, die mit Kaufmannsgütern gefüllt ist. Da schau her.“

Auf seinen Wink schleppten die Neger einen starken

jungen Stier herbei, der auf die kunstgerechteste Weise abgefangen war.

„Gefällt er Dir?" fragte der junge Seemann dem finsteren Neger. „Er stellte sich mir in den Weg und wies mir die Hörner. Ich hätte vielleicht ausweichen können, aber ich wollte nun gerade den Weg gehen, den er mir versperrte. Und deßhalb habe ich ihn für seinen Uebermuth gestraft, denn ich lasse mir den Weg, den ich gehen will, von Niemandem versperren. Von Niemandem!"

„Hast Du den Stier gewiß und wahrhaftig erlegt?" fragte der Neger.

„Prahlte ich je mit Heldenthaten vor Dir, die ich nicht vollbrachte?" fragte William aufwallend. „Ich that es; wäre es auch nur, um zu zeigen, daß ich würdig war, von der Genossenschaft der Bukanier abzustammen, und vielleicht ein Verwandter des tapfern Montbars bin, der in der Blüthe des Lebens auf den rauchenden Trümmern von Panama endete, weil er . . . . "

William unterbrach sich selbst. Eine leichte Röthe überflog sein Gesicht. Jago, der es bemerkte, faßte ihn vertraulich unter den Arm und sprach:

„Diese That wird Dich in den Augen der Unsern noch mehr erheben. Sie sehen mit Bewunderung auf

Dich. Und Du kannst glauben, daß ich mich dessen freue, denn ich sehe daraus, daß ich Dich zum Manne erzogen habe. Aber darum gefällt mir auch Dein zeitweiliges Träumen nicht. Warum unterbrachst Du Deine Rede vorhin? Warum wurdest Du roth bis an die Stirn? Dahinter steckt etwas, und es ist Unrecht, daß Du mir ein Geheimniß daraus machst."

William antwortete nicht. Jago wurde ungeduldig und fuhr rasch fort:

„Du willst nicht antworten? Willst nicht sagen, was Du bisher verschwiegen?"

Der junge Seemann schwankte einen Augenblick, dann sagte er leise:

„Ich kann nicht."

„Du kannst nicht?" fragte der Freineger verwundert.

Beschämt, daß er sich auf eine Schwäche hatte ertappen lassen, flog eine Wolke über die Stirn des jungen Mannes, und er entgegnete rasch:

„Ich kann und will auch nicht!"

„Du willst nicht?" rief Jago aufflammend. „Weißt Du, Wer Du bist?"

„Der Commandant jenes Geschwaders, das sich dort vor uns auf den Wellen wiegt, spricht mit seinem ersten Offizier," sagte der junge Seemann sich aufrich=

tend und seine Blicke fielen durchbohrend auf den Neger. „Als solcher befehle ich Dir, daß Du das Signal zur Abfahrt geben sollst. An's Werk, Mann! Noch vor Sonnen-Untergang müssen wir unter Segel sein. Gehorche!“

Und der Gewalt sich beugend, die der junge Abentheurer über ihn ausübte, neigte sich der alte, starrköpfige Freineger und entfernte sich schweigend, um die erhaltenen Befehle zu vollziehen.

William blieb allein zurück, den träumenden Blick auf die auf und ab wogende See werfend. Aus ihrem Schooße stiegen die Bilder der jüngsten Vergangenheit vor ihm auf und entlockten ihm ein seliges Lächeln.

V.

Ein liebliches Thal thut sich vor dem Träumer auf. Eines jener vielen, in dem mannigfachsten Glanze prangenden Thäler, wie sie in den Seebuchten von Jamaika, die tief in das Land einschneiden, ausmünden. Aber von der Ruhe, die sonst unter diesen Palmen herrscht, weiß die gegenwärtige Stunde nichts. Wildes Rufen, Geschrei, der Schall der schmetternden Trompete toset durch die Luft.

Nicht so leicht verwischten die äußern Formen, worin Großbritanien die Insel Sanct Jago einzwängte, die ursprünglichen Sitten. Der altspanische Geist, aus dem öffentlichen Leben verbannt, waltete desto eifriger im Familienleben fort. Der Pflanzer verschmähte den glänzenden Theetisch der Gentelmen und rauchte zu der glühendheißen Chocolade seine Zigarre. Er haßte das plan- und ziellose Wetten, die Hahnenkämpfe und die trübseligen Nachbildungen des Ascotjubels. Aber er schaffte

den hier nicht heimischen Stier von dem Festlande Amerika's mit großen Kosten herüber, jagte ihn dann in die Wälder und begann die wagehalsige Jagd.

Das bedeutet das Toben, Lärmen, Singen und Schießen in dem stillen Thale der Seebucht. Die alten und jungen Sennores sind voll eifriger Lust bei dem gefahrvollen Werke, das auch mehrere Gentelmen, die sich ihnen angeschlossen haben, aus dem gewöhnlichen Pflegma aufzustacheln scheint. Mitten unter dem großen Haufen der Jäger befinden sich in leichten Cabriolets, oder hoch zu Roß, einige muthige Damen, die mit großem Interesse dem selten gebotenen Schauspiele beiwohnen. Unter ihnen ist Eine, die in ihrer glänzenden Schönheit und buntphantastischen Tracht über alle Andern den Sieg davon trägt. Mit holdseligem Lächeln reitet sie durch die dichte Reihe der zur Hatz abgerichteten Neger und ermahnt scherzend einige Herren, die ihre Ungeduld nicht länger zügeln können, zur Ergebung.

Endlich ertönt das Signal. „Der Stier! Der Stier!“ erschallt der von einem hundertfachen Echo begleitete Ruf. „Der Stier! Der Stier!“ wiederholt jeder Mund und dahin fliegen die Jäger dem wüthenden Thiere entgegen. Die Damen, vorhin so muthigkeck, erbeben unwillkührlich. Sie drängen sich in eine

Gruppe zusammen und harren mit leisem Zittern des endlichen Ausganges. Nur die bildschöne Herrin auf dem glänzenden Maulthier achtet nicht des Angstrufes ihrer Freundinnen und folgt in gesteigerter Eile, von muthiger Neugier getrieben, mit hochklopfendem Herzen dem Zuge der Jäger, der, nach allen Seiten hin sich ausbreitend, in dem Dickicht verschwindet.

„Der Stier! Der Stier!“ erschallt es überall. Hier findet sich eine Spur und dort. Ueberall hin haben die klugen Jäger ihre Vorkehrungen getroffen. Nur an den abschüssigen Pfad, der zur Seebucht hinab führt, hat Niemand gedacht.

Und doch liegt dort, auf einen Felsblock hingestreckt, ein jugendlicher Jägersmann, der freilich von der Stierhatz in dem nahen Bergwald keine Ahnung hat. Das dumpfe Getöse, das, halb von der brausenden See verschlungen, zu ihm herüber schallt, hat er nicht beachtet. Sein Auge schweift abwechselnd auf die Rhede hinaus, wo zwei dreimastige Schiffe vor ihren Ankern reiten und längs dem Strande, den Weg entlang, wohin er die Gefährten auf Kundschaft entsendete.

Plötzlich springt er auf. In seiner Nähe schnaubt es durch das Dickicht heran. Er sieht sich um und gewahrt eine Dame, die von einem flüchtigen Maulthiere

getragen, heranfliegt. Das Thier wird von sichtbarer Todesangst gestachelt. Es rafft seine letzten Kräfte zusammen und fliegt dem Meere zu, als könne es sich in dem hoch aufspritzenden Gischt der Brandung sicher verbergen.

Mit einem Satze ist der junge Mann in der Nähe der Dame, die besinnungslos im Sattel schwankt. In dem Augenblicke, da das Maulthier zusammen bricht, ergreift er sie mit starken Armen und läßt sie an den Boden gleiten. Sie wirft einen dankbaren Blick auf ihren Retter, dann deutet sie mit der Hand rückwärts. „Der Stier! Der Stier!“ sagt sie kaum hörbar und schließt erschöpft die Augen.

Ein furchtbares Gebrüll verkündet den hier nicht erwarteten Gast. Der junge Mann stutzt Anfangs, doch stellt er sich alsbald dem wüthenden Thier entgegen, das sich wie rasend durch das verworrene Geflecht der Schlingpflanzen Bahn bricht. Er schlägt seine Büchse an und das Aufbäumen des Stiers bekundet, daß er sein Ziel nicht verfehlte. Dann zieht er sein langes Jagdmesser und erwartet kalten Blutes das heranstürmende Thier.

Die Gefährten des jungen Mannes, die nach einiger Zeit zurückkehren, erblicken mit Erstaunen drei

regungslose Gestalten vor sich. Ihren Herrn, die reizende Spanierin und den in seinem Blute schwimmenden Stier.

Der junge Mann schlägt endlich die Augen auf. Seine Gefährten helfen ihm die empfangenen Wunden verbinden; dann eilt dieser zu der Dame, die sich so eben von ihrer Ohnmacht erholt. Bei dem Anblick des furchtbaren Thieres erbebte sie.

„Fürchtet nichts, Donna!“ sagte der junge Mann. „Dieser Trotzkopf schadet Euch nicht mehr. Er hat genug.“

Die Dame sah ihn mit einem dankbaren Lächeln an: „Ihr waret es, der mir in dem entscheidenden Augenblicke entgegen trat. Ich kann mich nicht an Alles erinnern, was vorgefallen ist, aber ich ahne, daß Ihr mich einem schrecklichen Tode entrissen habt.“

„Nehmet es nicht so hoch!“ sagte Jener leichthin. „Die Bestie würde mich mit ihren Hörnern gespießt haben, wenn ich sie nicht unschädlich machte. So leistete ich mir selbst den besten Dienst. Es ist nichts, Sennora.“

„Das sagt Euere Bescheidenheit,“ entgegnete die Dame. „Ihr aber — Gott! Ihr seid verwundet. Ach, Sennor, um der allerheiligsten Jungfrau willen!...“

„Es ist nichts!“ rief er, die Lippen zusammen pressend, denn der Blutverlust hatte ihn erschöpft und seine Wunden brannten. „Aber wohin geleite ich Euch?...“

Sie wurden unterbrochen. Die Sennora war vermißt worden. Ein Theil der Jagd-Gesellschaft hatte die richtige Spur zufällig gefunden und langte auf dem blutigen Schauplatze an. Unter diesen war der Vater der Dame. Sie eilte ihm entgegen. Mit fliegenden Worten erzählte sie ihm Alles. Der Pflanzer trat an den jungen Mann heran und sprach:

„Mit Bewunderung, Sennor, habe ich so eben vernommen, was Ihr gethan. Ich verdanke Euch meine Tochter Isabelle, der ihr das Leben rettetet. Mein Name ist Leon Serres und meine Pflanzungen sind nahe.“

„Ich danke Euch, Sennor,“ sagte der junge Mann zerstreut. „Ich kann nicht... Meine Zeit...“

Er sah um sich her. Aber seine Schwäche erlaubte ihm nicht, seine Gefährten zu entdecken, die in einiger Entfernung hinter den Klippen versteckt lagen und sich nicht hervor wagten.

„Meine nächste Pflicht besteht darin, für die Erhaltung des Mannes zu sorgen, der mir mein Theuerstes

erhielt," sagte der Pflanzer. „Darum klagt mich nicht der Gewalt an, wenn ich keinerlei Einwendungen Raum gebe und das thue, was mir unumgänglich nöthig scheint."

Der junge Mann wollte sprechen, aber ein Blick aus den strahlenden Augen der jungen Dame machte ihn stumm. Er schloß die seinigen und ließ schweigend mit sich geschehen, was er nicht verhindern konnte. Sechs Neger schlangen ihre Arme in einander und trugen ihn auf denselben fort. Zwei der Gefährten des jungen Mannes folgten dem Zuge von weitem. Die Andern eilten zu dem hinter der Klippenwand verborgenen Boote, und ruderten zu den Schiffen auf die Rhede hinaus.

VI.

Das waren die Bilder, die nach und nach vor dem jungen Commandanten aus der See auftauchten, als er dem trotzigen Freineger den Befehl zum Lichten der Anker gegeben hatte. Er wollte wieder zu der stillen Seebucht, wo ihm zuerst das Leben in seiner lieblichsten Gestalt erschienen war.

Die sorgsame Pflege und die eigene kräftige Natur führten bald eine vollständige Genesung herbei, und der Abreise Williams stand nicht das geringste Hinderniß entgegen. Er sprach bereits mehrere Male davon. Leon Serres wollte aus Höflichkeit nichts davon hören. Er mochte in der Zeit des Beisammenseins gefühlt haben, daß der geleistete Dienst kein solcher sei, der sich mit Gold bezahlen lasse und eine unbeschränkte Gastfreiheit war wohl die einzige geeignete Gabe, die er spenden konnte. Im Grunde seines Herzens freilich mochte es anders aussehen, denn Leon Serres hatte ein scharfes

Auge und bemerkte wohl, welchen tiefen Eindruck der junge Mann, von dem er nichts wußte, als daß er sich aus Leidenschaft der See widmete und Sir William hieß, auf das Herz seiner Isabelle machte. Er fühlte sich nachgerade in dessen Gesellschaft unbehaglich und sein Auge blickte immer finsterer, als er sah, daß Sir William nicht nur eine heftige Leidenschaft einzuflößen, sondern dieselbe auch zu erwiedern vermöge.

Seit jener schrecklichen Orkannacht, wo der Freineger, seinen zerschmetterten Knaben auf den Armen tragend, den Fluch auf das Haupt des Pflanzers herabrief, hatte hier nie ein dauernder Friede seine Heimath gefunden. Unaufhörlich nagte der Schmerz um den verlorenen Sohn, der auf eine so räthselhafte Weise verschwunden war, an seinem Herzen, und wenn auch die Erinnerung an denselben nach und nach eine mildere ward, tauchte doch in einsamen Stunden die Gestalt des Knaben in voller Frische vor seinem innern Auge empor und trieb das Herz zu lautern Schlägen. Seine Gattin, die in jener Schreckensnacht fern vom Hause weilte, überlebte jenes traurige Ereigniß nicht lange. So blieb ihm nur seine Tochter, welcher er alle Liebe und Zärtlichkeit zuwandte, deren er fähig war. Und wie sie heranwuchs, wie sich ihre Schönheit immer üppi-

ger entfaltete und die edelsten und reichsten Caballeros und Gentlemen sich um die Gunst der jungen Dame bemühten, knüpfte er daran tausend Pläne und berauschte sich in dem Gedanken an ein Glück, das hervorzurufen und zu genießen nur ihm allein vorbehalten schien. Und dieses Lieblingswerk seines ganzen Lebens, dessen Verwirklichung ihm so nahe zu sein schien, sollte nun auf einmal zu Schanden werden. Dieser Gedanke wurde ihm unerträglich und er sagte daher eines Tages zu seiner Tochter, die sinnend auf der Veranda saß und nach der Richtung schaute, von welcher sie den heißgeliebten Freund, von seiner Wanderung heimkehrend, erwartete:

„Es ist endlich Zeit, Isabelle, daß Du den Herren, die sich um Deine Gunst bewerben, eine entscheidende Antwort giebst. Dir ist das seltene Glück zu Theil geworden, daß die zwei vornehmsten Cavaliere dieser schönen und reichen Insel sich um Deine Hand bewerben. Lord Arthur Worthley ist durch seine Geburt und sein Vermögen, so wie durch den Rang, den er in der Königlichen Armee einnimmt, gleich ausgezeichnet. Don Edmondo Trazillos rühmt sich der Ehre, von einem der edelsten Geschlechter Castiliens abzustammen und sein Grundbesitz ist der bei weitem ansehnlichste, worüber ein

Privatmann gebietet. Dazu sind Beide jung, liebenswürdig und genießen des vortheilhaftesten Rufes. Rechne ich hinzu, was ich in die Waagschale legen kann, so wirst Du, für welchen von Beiden Du Dich auch entscheidest, die erste Dame auf Jamaika sein. Don Edmondo ist von seiner Reise nach Cuba seit gestern zurück und hat sich auf heute anmelden lassen. In kurzer Zeit kommt Lord Arthur von den Bermudas, wohin ihn der Königliche Dienst rief, wieder heim. Sie sind berechtigt, eine Antwort zu fordern und werden es thun. Für welchen von Beiden wirst Du Dich entscheiden?"

Isabelle, die Anfangs dem Vater aufmerksam zuzuhören schien, hatte bald den Faden verloren und gab sich wieder ihren schönen Träumen hin. Als Leon Serres, einer Antwort harrend, endete, seufzte sie leise und sprach vor sich hin:

„Er kommt noch immer nicht."

Der Pflanzer ward von diesen Worten unangenehm berührt und verbarg nur mühsam seine Aufwallung. Er hatte wohl eine Ahnung von der unwillkommenen Neigung seiner Tochter, aber er glaubte bisher nicht, daß sie von derselben ausschließlich beherrscht werde.

Seit Kurzem war die Abneigung des Pflanzers gegen den jungen Abentheurer, der die Gastfreundschaft

des Hauses genoß, noch entschiedener hervorgetreten. Ein nicht zu erklärendes Gefühl, ein unbekanntes Etwas hatte ihn zu dem jungen Mann hingezogen. Er hatte leise auf ihre beiderseitige Stellung im Leben hingedeutet und nicht undeutlich merken lassen, daß er nichts sehnlicher wünsche, als zeigen zu können, wie hoch er den ihm und seiner Tochter geleisteten Dienst anschlage. Der stolze westindische Nabob wünschte nichts mehr, als sich von der ihm aufgebürdeten Verpflichtung loszukaufen. Aber schon die erste Andeutung, wie vorsichtig sie auch gemacht wurde, ward in einer Weise zurückgewiesen, daß er sie nicht zu wiederholen wagte. Andere Versuche, zu welchen er die Vermittlung Dritter in Anspruch nahm, hatten keinen andern Erfolg.

Der junge Abentheurer, der sich einfach Sir William nannte, war ihm überhaupt ein Räthsel. Sein Aeußeres, so wie einzeln hingeworfene Reden ließen keinen Zweifel, daß er Seefahrer sei. Aber in welchem Verhältniß? Ob zu Orlog, oder Kauffahrtei? Ob im Dienst einer dritten Person, oder auf eigenen Füßen stehend? Nichts war darüber zu ermitteln. Er empfing keine Briefe und sandte keine ab. Er nannte Keinen, zu dem er in irgend einer nähern Beziehung stand und es fragte auch Niemand nach ihm. Ohne irgend etwas Anderes, als

seine Waffen, war er in das Haus des Pflanzers gekommen; nichts war ihm nachgesendet, und doch fand sich in seinem Zimmer nach und nach Alles, was er irgend brauchte, ohne daß es durch die Vorsorge seines Wirthes beschafft war. Woher kam das? Wer hatte es ihm gebracht? Leon Serres wurde immer nachdenklicher.

Endlich gelang es dem Instinkte eines der Haussklaven, zu entdecken, daß Sir William doch nicht so abgeschlossen von allem Verkehr sei, als es den Anschein habe. Der Sklave war dem jungen Mann von weitem gefolgt und hatte einige Leute von zweideutigem Ansehn bemerkt, mit denen Sir William sich lange unterhielt. Selbigen Abends sah er Einen von diesen Männern in der Nähe des Hauses und bemerkte Sir William am Fenster, der mehrere Zeichen machte, worauf der Unbekannte plötzlich verschwand.

Mehr brauchte es nicht, um den altspanischen Cabalero in Feuer und Flammen zu setzen. Aber seine Nachforschungen nützten wenig. Es war entweder in der That nichts zu entdecken, oder der junge Seemann spielte seine Rolle so gut, daß auch der größte Scharfsinn daran zu Grunde ging.

Da hieß es plötzlich, es wäre ein Kauffahrer un-

weit der Bai von einem leicht bemannten Boote angegriffen. Die Seeräuber hätten ihre Beute sicher gefaßt. Fast bewältigt, habe sich die Besatzung des Kauffahrers ermannt. Sie warf sich unversehens auf die Piraten, führte sie gefangen mit sich fort und der Friedensrichter des County machte kurzen Prozeß. Die verwegenen Seeräuber wurden am Strande, unweit von dem Schauplatze ihres Verbrechens gehängt. Zahlreiche Neger waren herbeigeeilt, um diesem Schauspiele zuzusehen, denn ungern läßt diese Raçe sich dergleichen entgehen. Im dichtesten Haufen derselben stand der Lieblingsneger des Don Leon Serres, das Auge unverwandt auf den Richtplatz geheftet. Außer sich, am ganzen Leibe zitternd, kam dieser von der Execution zurück, warf sich lautheulend seinem Herren zu Füßen und sagte aus, daß einer von den gehängten Piraten der Mann sei, den er mit Sir William habe sprechen sehen, und dem derselbe vom Fenster aus ein Zeichen gegeben habe.

In der üblen Stimmung, worin diese Nachricht ihn versetzte, war Leon Serres zu seiner Tochter gekommen. Er hatte von ihren vornehmen Freiern gesprochen, und auf seine dringende Mahnung die Antwort erhalten: „Er kommt noch immer nicht."

„Isabelle!" entgegnete der Vater scharf. „Das

ist nichts. Dieses Seufzen, dieses Träumen muß ein Ende nehmen. Du lebst in der wirklichen Welt, also richte Dich nach derselben. Ich spreche von den würdigen Männern, welche sich um Deine Hand bewerben. Für Einen von Beiden mußt Du Dich erklären. Hörst Du? Du mußt. Und gleich. Ich dulde keinen längeren Aufschub."

„So wollt Ihr mich zwingen?" fragte sie bitter.

„Zwingt man Jemand, wenn man ihn nöthigt, ein Glück zu ergreifen, um welches ihn Tausende beneiden? Du bist die Beneidenswertheste von allen Jungfrauen dieses Eilandes. Du wirst die erste Frau auf demselben sein."

„Mich gelüstet es nicht nach dem Ruhm," sagte sie ausweichend.

„Hüte Dich, Isabelle," sagte der Don in erregter Stimmung. Seine Stirnader schwoll an; seine Hand ballte sich unwillkührlich. Diese Pflanzer sind in ihrem starren Despotismus nicht im Stande, selbst von denen, die ihrem Herzen am nächsten stehen, einen Widerspruch zu ertragen. „Hüte Dich," fuhr er mit gesteigertem Tone fort, „daß der Verdacht, der in mir rege geworden, nicht zur Gewißheit werde. Wenn ich erleben muß, daß Donna Isabelle Serres ihre Neigung einem Abentheurer zugewendet hat ...."

Isabelle erhob sich und ihre Augen leuchteten. „Dem Abentheurer, auf den Ihr hinzudeuten scheint, verdankt Ihr mein Leben.“

„Warum hat er Dich gerettet, wenn er Dich verderben will?“ brach der alte Herr los. „Das Wort ist gesprochen. Wer ist dieser Sir William, der es wagt sein Auge bis zu Dir zu erheben? Woher kommt er? Was treibt er? Es laufen schlimme Gerüchte um und er mag es meiner Schonung danken, daß ich nicht längst als Mitglied der Assembly meine Pflicht gethan und die Sache näher untersucht habe.“

Die Donna unterbrach den Vater lebhaft. Sie vertheidigte ihren Retter mit glühenden Worten. Leon Serres erschrak vor einer Leidenschaft, die sich so ohne allen Rückhalt aussprach. Bis zu dieser Größe glaubte er sie noch nicht herangewachsen. Es war kein glimmender Funke mehr, den man noch zu löschen hoffen konnte; er sah eine verzehrende Flamme, die hoch aufloderte Leon Serres gab es auf, weiter in seine Tochter zu dringen, und entfernte sich mit einigen allgemeinen Floskeln. Während er sie hinwarf, war er bereits fest entschlossen, was ihm hier fehlschlug, an einer andern Stelle wieder aufzunehmen. Isabelle aber hatte ihres Vaters Gedanken längst errathen, und als sie, wie dies öfters geschehen,

mit dem Geliebten an einem Orte zusammen kam, wo dies ungestört geschehen konnte, sagte sie ihm Alles.

William war ernster, als sonst. Er ließ einzelne Worte fallen, die auf eine baldige Trennung hindeuteten. Als Isabelle in ihn drang, endlich den Schleier des Geheimnisses zu zerreißen, drückte er stürmisch ihre Hand an seine Lippen und sagte:

„Bald wird es mir vergönnt sein, zu Dir offen und ohne Rückhalt zu sprechen. Dann wird es sich zeigen, ob Deine Liebe so fest und treu ist, wie Du Dich deren rühmst. Prüfe Dich wohl, Isabelle. Ich werde Großes von Dir fordern. Aber wenn Du mich wirklich liebst, wirst Du mir Alles ohne Rückhalt gewähren. Auf Morgen Nacht, Theure! Auf Morgen Nacht."

William eilte fort. Aber ehe er noch den Weg erreichte, der zu dem Seestrande führte, trat ihm Leon Serres auf einem Pfade, der so schmal war, daß er nicht ausweichen konnte, entgegen:

„Erlaubt, Sir, wenige Worte. Nach den Anstalten zu schließen, die ich Euch treffen sehe, gedenkt Ihr uns zu verlassen?

„So ist es, Sir."

„Wahrscheinlich ein neuer Zug über See? Vielleicht nach Mexiko? Oder weiter, nach Indien? Ihr

seid doch Seemann, Sir? Seid einer jener kühnen Männer, die auf gut Glück von Hafen zu Hafen steuern, oder . . ."

„Erlaubt, Sennor!" unterbrach ihn William rasch. „Ihr fragt so seltsam . . ."

„Es ist nicht meine Art," entgegnete der Pflanzer stolz, „mich um das Treiben meiner Gäste zu bekümmern und sie über ihre Verhältnisse auszufragen. Am wenigsten thue ich das, einem Manne gegenüber, dem ich verpflichtet bin. Was ich sagte, geschah nur, um Euch meine Dienste anzubieten. Ihr seid jung und muthig. Die kühne Jugend will gern etwas Tüchtiges wagen. Wenn mein Ansehen, meine Empfehlung Euch dazu behülflich sein können, findet Ihr mich bereit."

„Ich danke Euch, Sennor!" sagte William kalt. „Ihr seid ohne Noth besorgt, daß mir nicht der gebührende Lohn von Euch werde. Von allen Schätzen, die Euch das Geschick zuwarf, kenne ich nur einen, für dessen Besitz ich Euch lebenslänglich dankbar sein könnte, und den werdet Ihr mir nicht geben."

„Nein, Sir!" entgegnete der Pflanzer und sah ihn mit einem Blicke tiefer Verachtung an. „Unkluger junger Mann! Was thut Ihr? Dankt es meiner Großmuth und der Liebe, die ich zu meiner Tochter hege,

daß ich auf den Verdacht hin, der mehr und mehr zur Gewißheit wird, nicht die geeigneten Maßregeln ergreife. Aber, wenn die Leidenschaft nicht so ganz Euere Vernunft gefangen nahm, daß Ihr noch eine warnende Stimme vernehmen könnt, so warne ich Euch. Seht Euch wohl vor, was Ihr thut. Ihr gehört zu einem Stande, dessen Helden man zu ihren Wohnungen luftige Paläste anweist, wenn man ihrer habhaft wird."

„Leon Serres!" rief William drohend. Jener fuhr fort:

„Ich weiß, was ich sage. Die Ueberzeugung ist fest und der Beweis wird nicht ausbleiben. Trifft er ein, seid Ihr unwiderbringlich verloren. Darum denkt an Eure Zukunft. Wollt Ihr Euch retten und dem Mädchen, das Ihr liebt, und dem Ihr — daß ich es sagen muß — eine verderbliche Leidenschaft eingeflößt habt, eine unvertilgbare Schande sparen, so flieht! Flieht alsbald und kehrt niemals hierher zurück!"

Leon Serres entfernte sich schnell. William war einen Augenblick unschlüssig, ob er ihm nacheilen und für seine Verwegenheit strafen sollte. Aber er besann sich und entfernte sich langsam von der Pflanzung.

Die morgende Nacht kam, und unter ihrem schützenden Schleier fanden sich Isabelle und William in der

Hütte einer vertrauten Negerin zusammen. Sie sprachen lange und mit großem Ernste. Vieles gab es zu berathen und zu ordnen. Als nichts mehr zu sagen war, rief William aus:

„So bist Du denn die Meinige ganz und gar. Des Bukaniers Weib sollst Du sein. Eine Königin an unserm Strande! Eine Königin auf den Verdecken meiner Schiffe. Harre geduldig des Tages, den ich Dir bezeichnete. Ich bin zur rechten Stunde da, Dich heimzuführen. Dies ist unsere letzte Trennung. Mit dem anbrechenden Tage lichte ich die Anker. Lebe wohl."

Der Abschied war kurz, aber tief ergreifend. Am andern Tage war Sir William fort. Der Pflanzer athmete leicht auf. Er hoffte, für immer des Mannes ledig zu sein, den er haßte, so lange er unter seinen Augen weilte, und nach welchem er — er fühlte das mit bangen Schauern, — sich sehnte, seit er fern war.

VII.

Offne See.

Drei Galionen, den gesegneten Wimpel Großbritaniens am großen Maste, steuern den gleichen Cours unter aufgegeiten Segeln.

Das Hauptschiff segelt voran. Die Befehlshaber der beiden andern Fahrzeuge befinden sich am Bord desselben zur gemeinsamen Berathung versammelt. Sie sitzen in der großen Kajüte bei einem schwelgerischen Frühmahl. Durch die geöffneten Fenster weht die würzige, wollüstigduftende und doch erfrischende Brise des westindischen Archipels.

Oben an der Tafel sitzt Jago, der Freineger. Sein Auge blickt finster, aber seine Mienen drücken eine gewisse Zufriedenheit aus, denn er fühlt, daß das Ziel, welches er sich gesteckt, immer näher rückt. Er braucht nur die Hand auszustrecken, um es zu ergreifen. Aber er thut es nicht. Er läßt sein Opfer noch unbefangen

weiter tändeln, um es nachher desto sicherer und schrecklicher zu fassen. Mit einer gewissen Ueberlegenheit sieht er auf seine Gefährten, die unter einander in Streit begriffen, ihre vorgefaßten Meinungen auf Tod und Leben zu vertheidigen suchen.

„Das Fieber an Deinen Hals, Du störrischer Franzmann!" sagte Jan van Gent und schlug mit der Faust auf die Tafel. „Kaum hat er sein Kielholz aus der Weinkanne nothdürftig angefeuchtet, schlägt auch das Feuer zu allen Kanonenpforten lichterloh hinaus. Was sollen wir in Port au Prince? Willst ein spanisches Bowiemesser in Deinem Wannst haben, um ein Paar armselige Doublonen zu erwischen, während wir den Gentlemen zu Kingstone in aller Gemüthsruhe und ohne die geringste Gefahr, ihre Rosenobles und Guineen abnehmen können? Sperre Dich, wie Du willst! Es wird nach unserm Kopfe gehen und nicht nach dem Deinigen."

„Und es geht doch nach dem meinigen!" rief Saint Esprit aufspringend. „Ventre a terre! Habe ich darum drei Mal hinter einander, wie der ritterliche d'Estrees, das Verdeck eines Kauffahrers geentert und drei fette Prisen gemacht, die Ihr verjubelt habt, daß ich jetzt mit meinem Plane, der uns einen zehnfachen Ersatz bringt,

abfallen soll? La belle France, meine göttliche Gebieterin, würde mir alle Hoffnung rauben, sie jemals zu sehen, wenn ich mich feigherzig vor Euerm Geschrei zurückzöge. Ich will meinen Grimm an diesen stolzen Hidalgo's von Portorico auslassen und mich dann mit der neuen Gloire nach dem herrlichen Paris begeben, wo die Lust der ganzen Welt sich ihre Paläste erbaut hat. Saint Esprit hat gesprochen und die Andern werden sich seiner Ansicht fügen. He! Hollah! Ist irgend Einer da, der es anders meint? Seht Euch vor. Ich bin das allzeit heitere Kind der Seine, das seine rosige Laune nur dann verliert, wenn man ihm störrisch entgegen tritt. Unter den Blumen, welche meinem fröhlichen Sinn entsprießen, Ihr plumper Niederländer, liegt ein scharfer Dorn."

Er sprach nicht weiter; aber er legte die Hand an den breiten Dolch, der an seiner Seite hing.

Jan van Gent entgegnete kein Wort. Aber seine Stirnader schwoll an und er griff nach der Waffe, die an seinen Stuhl lehnte. Sie saßen, wie zwei kampfbereite Streiter einander gegenüber, die nur auf das Zeichen zum Angriff warteten.

Jago, der sie keinen Moment aus den Augen ließ,

brachte sie mit einem gebieterischen Worte zur Ruhe und sagte dann gelassener:

„Ihr sollt befehlen, wo Euch das Befehlen gestattet ist. Hier aber habt Ihr zu gehorchen. Habt Ihr schon vernommen, daß ich, der ich doch der Erste unter Euch bin, meine Meinung haben will? Es ist nur Einer, der hier befehlen darf. Er, den wir uns freiwillig zu unserm Herrn gewählt haben und dem wir blindlings gehorchen. Segelt Ihr nicht unter der Flagge des kühnen Seemanns, der der Schrecken dieser Gewässer ist? Zittern nicht Alle bei dem Namen des braunen Wilm? Und Ihr allein seid kühn genug, ihm zu widerstreben?“

„Es widerstrebt ihm Keiner,“ entgegnete der Niederländer. „Ich will ja nur, daß er auf meine Gedanken eingeht, weil sie die besten sind. Warum, zum Teufel, weitweg suchen, was uns hier vor der Nase liegt? Habe noch alle Schulden einzuziehen auf Jamaika.“

„Die Du nicht erhalten wirst, so lange ich noch einen Laut hervorbringen, oder einen Finger rühren kann!“ schrie Saint Esprit. „Was seid Ihr für nichtsnutzige Gesellen, die nicht den Muth haben, ein Wagestück zu unternehmen, bevor nicht die Allerhöchste Er=

laubniß dazu eingegangen ist. Verdammt sei sie, diese Zwangsjacke! Ich werfe sie von mir."

In diesem Augenblicke trat Sir William, der als brauner Wilm der Schrecken Westindiens war, in die Kajüte. Unwillkührlich schwiegen Alle und blickten zu ihm auf.

„Was geht hier vor? Ich hoffe nicht, daß gegen meinen Willen Verabredungen getroffen, und Unternehmungen beschlossen werden, deren Ausführung man von mir erwartet? Ich erlaube zwar meinen Offizieren, ihre Meinungen auszusprechen, aber nur dann, wenn ich sie besonders dazu auffordere. Und auch für diesen Fall behalte ich mir stets vor, zu thun, was mir beliebt. Da Ihr es aber vorzogt, den gegenwärtigen Kreuzzug nach Euerm Kopfe einzurichten, ohne meine Ankunft abzuwarten, so werde ich meine Anordnungen treffen, ohne Euch der Ehre zu würdigen, Euere Ansichten laut werden zu lassen. Die Halfmoonbai auf Jamaika wird der Ort des Rendezvous sein, wenn wir zufällig auseinander gerathen."

„Das wird er nicht sein!" schrie Saint Esprit, der ein mächtiges Deckelglas geleert hatte. An der Küste von Portorico reift jetzt die Aerndte, die für unsere Sichel

reif ist. Zum Teufel mit der Halfmoonbai und Euch selbst dazu."

„Rebell!" donnerte der braune Wilm dem Franzosen zu und trat ihm so fest entgegen, daß dieser unwillkührlich zurückwich. „Noch ein Wort und Du bist gewesen. Weißt Du, daß ich das Recht habe, Dich ohne weiteres Urtheil und besonderen Spruch an die Fockraa hängen zu lassen? Den Augenblick gehorche!"

„Will ich verdammt sein, wenn ich mich mit dem Abhub begnüge, der von dem Tische kommt, dem diese Britten den Rücken kehren!" sagte Saint Esprit trotzend.

„Zum letzten Male, Mann! Gehorche! Du kennst mich!" sagte der braune Wilm kalt und ruhig. „Willst Du Dich unterwerfen?"

Saint Esprit erwiderte nichts und trat grollend zur Seite. Jago stand auf und sagte:

„Gebiete uns. Wir wollen Dir Folge leisten. Sollen wir den direkten Cours nach dem von Dir bestimmten Ankerplatz nehmen?"

„Ihr sollt es. Jan van Gent! Geht zurück an Bord Eures Schiffes und denkt daran, daß man der Order nicht widersprechen darf, ohne sich selbst am meisten zu kränken. Saint Esprit, wollt Ihr als ein gehorsamer

Offizier Euer Kommando wieder antreten, oder mit einem Platze in meinem Zwischendeck verlieb nehmen?"

Der Franzose schwieg störrisch eine Minute lang, dann bezwang er sich, fuhr mit der Hand über die Stirn und sagte unbefangen:

„Ihr seid der Admiral. Ihr bezwingt die brüllende See, wie den brüllenden Stier. Wer kann gegen Euch aufkommen? Ich gehe an Bord."

Die Offiziere beurlaubten sich und bestiegen ihre Böte. Als aber der Franzose über den Fallreep des Schiffes stieg, dessen Kommando ihm anvertraut war, murmelte er vor sich in den Bart:

„Verdammt sei diese Halfmoonbai! Ich will sie nicht sehen ewiglich."

Die Fahrt ging auf dem angegebenen Course weiter. Auf den brisenreichen, tropischen Tag folgte eine brisenreiche, tropische Nacht. Das Admiralschiff, auf welchem Jago, unter dem braunen Wilm das Kommando führte, segelte voran. Ihm folgte Jan van Gent in einiger Entfernung. In dem Kielwasser des Letzteren schwamm der Franzose. Aber nur während der ersten Hälfte der Nacht sah man seine Laterne hell am Hauptmaste flammen. Von da ab erlosch sie und bald nachher konnte man, trotz des sternhellen Himmels, von den Umrissen des

Schiffes nichts erkennen. Der nach einigen Stunden plötzlich über die See hinflammende Tag bezeugte, daß Saint Esprit den Admiral verlassen und seinen eigenen Cours genommen habe.

Mit vollen Segeln steuerte er nach der Richtung hin, wo Portorico lag. Ehrgeiz und Habsucht hatten ihn getrieben, einen Plan auszuführen, den er schon lange in der Stille hegte. Frei und unabhängig wollte er sein, Niemandem gehorchen und die erbeuteten Schätze auf seine eigene Hand vergeuden. Er hatte sich mit der einbrechenden Nacht dem Schiffsvolk anvertraut und dies war jubelnd auf seine Seite getreten. Das neue Bündniß ward mit einer starken Libation gefeiert, und nur die milde Brise, die zu wehen begann, verhinderte es, daß Masten und Stengen nicht in Gefahr geriethen.

Da meldete gegen Mittag der Mann vom Udkiek her das Ansegeln eines schweren Dreimasters, und Saint Esprit, der nichts anders in seinem Kopfe hatte, als reichbeladene Kauffahrer von Portorico, gab sogleich Befehl, gerade auf ihn abzuhalten. Mit fröhlichem Zurufe ward diese Ordre begrüßt und ausgeführt. Der Pirat steuerte dem fremden Schiffe mit vollen Segeln entgegen. Er ließ in seinem Eifer, nur von seinen Phantasien erfüllt, auch dann nicht nach, als bereits am Bord seines

eigenen Fahrzeuges mancherlei Zweifel laut wurden, ob es auch mit dem spanischen Kauffahrer eine richtige Bewandniß habe.

Bald sollten diese Zweifel schwinden. Der Handelsmann von Portorico verwandelte sich in einen englischen bewaffneten Kreuzer, der längst einen guten Lugaus gehalten und den ansegelnden Piraten erkannt hatte.

„God bless me!“ sagte der Commandeur des Britischen Schiffes. Ich habe die Hoffnung, einen der Piraten vor mir zu haben, die zu dem Geschwader des braunen Wilm gehören. Gentlemen, auf Ihre Posten. Benehmen Sie sich, wie man es von Ihnen gewohnt ist und wir werden die Ehre haben, den Ersten jener See-Ungeheuer für unsere Rechnung einzufangen. Hollah! Noch einen halben Strich anlufen!“

„Anlufen ist es!“ entgegnete der Mann am Steuer.

„Streckt die Bramsegel und holt die Unterschooten bei im Lee!“ befahl der Commandant.

Während dieser sein Befehl vollzogen ward, winkte er dem Geschützmeister:

„Alles in Ordnung?“

„Alles, Sir! Ich erwarte Ihre Befehle.“

„Nun dann schickt ihm eine Eurer heißesten Bohnen aus Steuerbords Bugkanone.“

Der erste Schuß des bewaffneten Englischen Kreuzers ward von den Piraten beantwortet. Bald darauf war das Gefecht im vollsten Gange. Nach zwei Stunden strichen die Letzteren, wider Willen ihres Offiziers, die Flagge. Das Verdeck der Piraten ward geentert und die Meisten derselben wurden eingefangen. Unter ihnen Saint Esprit, der Enkel des lustigen Pariser Kindes, sammt seiner Ausbeute der Schätze des Eldorado seiner Phantasie und der Hoffnung, einst Herr des Louvre zu sein.

Mit Zähneknirschen duldete er es, daß man ihm die Arme auf dem Rücken zusammen schnürte. Gräuliche Flüche stieß er gegen seine Sieger aus und erst, als diese ihn in einer Weise zur Ruhe verwiesen, deren nachhaltige Wirkung nicht zu verkennen war, verstummte er. Vor seinen unklaren Sinnen tauchte wie ein Traum die Halfmoonbai auf, worin die Schiffe seiner Gefährten, die er treulos verließ, wohlbehütet vor ihren Ankern lagen und ein stiller Grimm bemächtigte sich seiner. Als aber der Tag anbrach, und er sich, in seiner Lage unbehaglich fühlend, die Traumscene der vergangenen Nacht in das Gedächtniß zurückrief, schoß ein Strahl teuflischer Schadenfreude aus seinen Augen und er verlangte von dem wachhabenden Seesoldaten, daß er dem

Commandanten sage, einer der Gefangenen wolle ihm ein wichtiges Geheimniß anvertrauen.

Nach einer Weile ließ der Commandant des Englischen Kreuzers den gefesselten Saint Esprit in seine Kajütte bringen.

VIII.

Auf der Pflanzung des hochachtbaren Mitgliedes der Assembly und Friedenrichters des County, Sennor Don Leon Serres, war eine große Gesellschaft versammelt. Caballeros und Gentlemen, die näher oder entfernter befreundet mit diesem edlen Hause waren, hatten sich, theils einer allgemeinen Einladung folgend, eingefunden, theils waren sie wie zufällig, gekommen, wozu eine leicht zu entschuldigende Neugier sie antrieb. Der Hausherr empfing alle Ebenbürtigen mit der gewohnten Gastlichkeit. Die stolzesten Edelleute, welche sich auf Jamaika befanden, waren der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Hier huldigte man der vornehmen Abkunft des Sennor Don Edmondo Trazillos und seinem unermeßlichen Grundbesitze; dort der erlauchten Abstammung des Lord Arthur Worthley, so wie seiner einflußreichen Stellung als Oberster in der königlich Großbritanischen Armee und Befehlshaber der auf Jamaika befindlichen Königlichen

Truppen. Die Aufmerksamkeit, die man diesen Cavalieren widmete, hatte guten Grund. Man wußte, das Beide sich um die Gunst der reichen und schönen Sennora Isabelle bewarben. Mehrere junge Caballeros hatten, als die erste leise Ahnung nur zu bald unumstößlich gewiß wurde, wenn auch mit schweren Herzen, ihre stillen Hoffnungen und Wünsche begraben und allgemein erwartete man, daß an diesem oder dem folgenden Tage die feierliche Verlobung mit dem Edelmann vor sich gehen würde, den die Dame durch ihre Wahl beglückte. Wer von den Beiden war dieser Glückliche? Der Vater hatte auf die dringende Frage einiger näheren Freunde, geantwortet, daß er es nicht wisse, indem er seiner Tochter die Wahl völlig freigestellt habe und diese im entscheidenden Augenblicke den Schleier des Geheimnisses heben werde.

Er war gehoben dieser Schleier. Aber was sich nun darstellte, hatte Niemand zu sehen erwartet.

Fröhliche Gäste drängten sich in der halb offnen Halle, welche in ihrem festlichen Schmuck ein würdiger Aufenthalt für die erlesene Gesellschaft war, die darin auf und ab wogte.

Der allgemeine Mittelpunkt der Versammlung, die Sonne, um die sich Alle, wie Planeten drehten, war Donna Isabelle, strahlend im Glanze ihrer Schönheit,

umgeben von einer Schaar von Bewunderern. Die beiden Cavaliere, die der Vater vorzugsweise begünstigte, sahen mit einem vornehmen Lächeln auf dies Treiben herab. Nur sich selbst bewachten sie gegenseitig mit argwöhnischen Blicken. Jeder glaubte, der Andere werde es ihm hier oder da zuvorthun, um einen Vortheil über ihn zu gewinnen, was er jedenfalls verhindern müsse.

„Göttliche Sennora!“ sagte Don Edmondo Trazillos, der sich der Dame mit altspanischer Galanterie näherte. „Vergönne Euere Gnade mir die Ehre des ersten Tanzes. Schon beginnt auf Befehl Eures Herrn Vaters, der bunte Reihen sich zu verschlingen und es würde mein Stolz sein, den so artig improvisirten Ball mit Euch eröffnen zu dürfen.“

Lord Arthur Worthley war näher getreten und unterbrach den Spanier mit jenem feinen Lächeln, das diesem vornehmen Aristokraten so wohl stand:

„Wenn die Sennora Donna Isabelle Serres sich zu dem Tanze entschließen sollte, mit welchem der Ball eröffnet wird, so würde ich um den Vorzug zu beneiden sein, ihr den Arm reichen zu dürfen.“

„Mylord!“ fuhr der Spanier auf. Er hielt nur mühsam an sich.

„Ich bin gewiß,“ sprach der Engländer in seiner

unerschütterlichen Ruhe weiter, „daß Sennor Don Edmondo Trazillos meinen Ansprüchen zuerst Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, da ich, gleich nach meiner Ankunft, als ich so glücklich war, die Dame zu begrüßen, eine Gunst erbat, um die Euch zu bewerben Ihr erst jetzt für gut findet.“

„Aeltere Ansprüche sind nicht immer begründetere Ansprüche!“ entgegnete der Spanier.

Lord Arthur schien hierauf etwas erwiedern zu wollen, aber Isabelle verhinderte es, indem sie im gleichgültigsten Tone sagte:

„Die Caballeros werden sich nicht zu beunruhigen haben, Wem von ihnen in diesem Falle der Vorzug gebührt und Wem nicht, da ich in diesem Augenblicke zum Tanze nicht aufgelegt bin. Das Fest, welches mein gütiger Vater seinen Freunden giebt, wird eben so fröhlich enden, als es begann, wenn ich mich auch nicht in den Reihen der Tänzer blicken lasse.“

Lord Arthur bedauerte unendlich, eine so schöne Gelegenheit zu verlieren, sich am Arm der Sennora in der Gesellschaft aufzuführen. Don Edmondo verwahrte sich entschieden gegen die Behauptung, daß das Fest noch in dem früheren Glanze leuchte, da der schönste Stern desselben zu verschwinden drohe. Die Herren überboten

sich in Wechselreden, die Höflichkeiten für die Dame und schlechtverhüllte Ausfälle auf den Gegner enthielten. Eine neue Reibung, deren Folgen kaum abzusehen waren, schien unvermeidlich, als sie plötzlich unterbrochen wurden.

Eine Bewegung entstand an dem untersten Ende der Halle, wo diese mit der Veranda gränzte. Dahin wandten sich die Blicke aller Neugierigen und als Donna Isabella ihre Cavaliere fragend ansah, beeilten sie sich, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. So war für dies Mal der Zusammenstoß zweier Männer verhindert, der voraussichtlich sehr ernste Folgen gehabt hätte.

Don Leon Serres war in nicht ungewöhnlicher Aufregung. Heute hatte er mit Bestimmtheit geglaubt, seine Tochter als glückliche Braut zu begrüßen. Alle seine Anordnungen waren so getroffen, daß sie eines tiefen Eindrucks auf ein junges weibliches Herz nicht verfehlen konnten, und unter dem bewältigenden Einfluß derselben hoffte er, an das Ziel zu gelangen. Und dieser Einfluß zerrann durch einen Zufall in nichts.

Mister Lucy, der bei besonderen feierlichen Gelegenheiten das Amt eines Plantagen-Aufsehers, mit dem Amte eines Majordomus vertauschte, meldete dem Don die Ankunft eines neuen Gastes, der mit außerordentlichem Glanze erscheine. Mister Lucy schien mehr von diesem

Gaste zu wissen, und mit seinem Herrn darüber sprechen zu wollen. Als aber Sennor Don Leon Serres von einem vornehmen Fremden hörte, der seinem Feste muthmaßlich einen höhern Glanz verleihen könne, eilte er, ohne weiter auf seinen Diener zu hören, demselben entgegen. Aber wie vom Donner gerührt, prallte er bei dessen Anblick zurück. Es war der junge Seemann, der seine Tochter vor dem wildgewordenen Stier beschirmte, und darauf unter den seltsamsten Umständen von seiner Schwelle geschieden war.

Sir William trug die Uniform eines mexicanischen Obersten und war von mehreren Offizieren begleitet, die sich in angemessener Entfernung hielten. Er näherte sich dem Pflanzer, der fassungslos vor ihm stand, mit ungezwungenem Anstande und sagte:

„Gegrüßt viel tausend Mal, Sennor Don Leon Serres. Leben Sie viel tausend Jahre. Ich bin unlängst auf eine etwas seltsame Weise in Ihr gastliches Haus gekommen und habe es auf eine fast noch seltsamere Weise verlassen. Unvorhergesehene Umstände, die ich nicht zu verhindern vermochte, waren die beklagenswerthe Ursache. Ein politisches Ereigniß, dessen unzeitiges Kundwerden von den betrübendsten Folgen sein konnte, zwang mich, Sie in Ungewißheit über meine Person zu lassen,

was, Sie dürfen es mir glauben, ein sehr drückendes Gefühl für mich war. Nun aber sind die Ursachen gehoben, die jene Geheimhaltung gebieterisch forderten, und ich kann offen zu Ihnen reden. Mein Name ist Don Pedro Alcantara und ich bin Oberst in mexicanischen Diensten. Diese Papiere sind offne Creditive, von Ihren Freunden in Mexico und Veracruz für mich ausgestellt, um mich überall vollständig zu beglaubigen. Ich habe die Ehre, Ihnen diese Briefe hiermit zu überreichen. Uebrigens kann ich im Vertrauen hinzufügen, daß ich zugleich mit einer wichtigen Mission beauftragt bin, die von nicht geringem Einfluß auf das künftige Schicksal dieser Insel ist und zu deren für alle Theile glücklichen Beendigung ich auf Ihren Beistand rechne. Behalten Sie diese Dokumente, Sennor und unterwerfen Sie solche bei nächster Muße einer sorgfältigen Prüfung."

Er führte den bestürzten Pflanzer einige Schritte vor und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Ich hoffe, daß nun jeder unwürdige Verdacht von Ihrer Seite verschwunden ist und daß Sie jenes verletzende Wort bereuen, das sie bei meinem Scheiden mir zuriefen, und das ohne augenblicklich Rache zu nehmen, ein Mann nur hören durfte, der im Gefühl seiner Unschuld auf das Aeußerste empört, in seinen Beleidiger

den Vater eines angebeteten Mädchens verehrte. Und nun dies unter uns abgethan ist, edler Sennor, haben Sie die Gnade, mich bei der Gesellschaft, die ich hier versammelt finde, meinem Range gemäß, aufzuführen."

Don Leon Serres errang nur mit Mühe die nöthige Fassung. Bis zu dieser Minute war er überzeugt, daß seine frühere Ansicht die allein richtige sei. Diese neue Begebenheit erschien ihm eben so unglaublich, als überraschend. Und doch waren die Beweise, die er in Händen hatte, so überzeugender Art, daß er nicht umhin konnte, die Wahrheit derselben anzuerkennen. Dazu kam die imponirende Haltung des jungen Obersten. Die Sicherheit, womit derselbe auftrat, verwirrte ihn vollends und zugleich ward jene halb verschollene Empfindung wieder in ihm lebendig, die ihn früher oft ergriff, wenn er sich in Gesellschaft des jungen Mannes befand. Unter diesem doppelten Bann nahm er denselben bei der Hand und stellte ihn mehreren Herren vor, die sich gerade in seiner Nähe befanden. Der Oberst Sennor Don Pedro Alcantara fand sich mit den meisten Personen durch einige höfliche Worte ab, schritt grüßend durch die glänzende Versammlung, die ihm unwillkührlich Platz machte, und stand unerwartet der in vollster Schönheit strahlenden Donna Isabelle gegenüber.

Das alte trauliche Verhältniß, das sonst zwischen Beiden bestand, war bald wieder angeknüpft. Donna Isabelle schien nur für den jüngst eingetretenen Gast Auge und Ohr zu haben. Die beiden stolzen Bewerber um die Gunst „des Sternes von Jamaika," wie einige poetische Cavaliere die Donna nannten, waren des gerechten Zornes voll, und schwuren, Jeder für sich, die ihnen zugefügte Kränkung nicht ungeahndet zu ertragen. Sie hatten sich ohne Abschied entfernt. Die Gesellschaft, die um den eigentlichen Reiz des Festes gekommen war, verlor ihre Unbefangenheit, und begann sich allmählich zu lichten. Alle dem Hause näher stehenden Personen versuchten es umsonst, das Gleichgewicht wieder herzustellen. Es schien, als ob jeder Gast persönlich die Kränkung empfinde, welche die Tochter des Hauses den beiden vornehmsten Männern dieses Inselreiches zugefügt hatte. Sennor Don Leon Serres war außer sich und gab sich keine Mühe, die üble Laune zu verbergen. Nur Isabelle und der mexicanische Oberst merkten nichts. Sie gingen in der sichtlich leer gewordenen Halle auf und ab; nur Auge und Ohr für sich selbst. Ihre Blicke glühten und begierig trank Einer die Worte von den Lippen des Andern. Leon Serres, der dies mit steigendem Verdrusse

sah, stellte sich dem Obersten in den Weg und sagte bitter:

„Da Ihre Gegenwart, wie schätzenswerth sie mir auch durch die Empfehlungen meiner Freunde ist, auf meine übrigen Gäste einen so mächtigen Eindruck macht, daß sie von dem Glanze geblendet, den der Herr Oberst um sich verbreiten, sich bescheiden zurückziehen, so hoffe ich von Ihrer Billigkeit, daß Sie mich für den mir zugefügten Verlust entschädigen werden. Ich habe ein Recht auf Ihre Unterhaltung, Sennor und wenn Sie mich derselben nicht ganz unwerth halten, würden Sie meinen sehnlichsten Wünschen durch ein kurzes Gespräch unter vier Augen entgegen kommen. Ich würde Ihnen für diese Gunst dankbar verpflichtet sein, Herr Don Pedro Alcantara."

Der Oberst verbeugte sich schweigend und Donna Isabelle, die ihren Vater kannte, sagte rasch:

„Gott sei mit Euch, Sennores. Das Fest hat mich ermüdet und mein Vater wird gütigst gestatten, daß ich mich in meine Zimmer zurückziehe. Ich heiße Sie nochmals willkommen, Herr Oberst. Wenn Sie es auch verschmähen, die früher bei uns inne gehabte Wohnung wieder zu beziehen, so hoffe ich doch, daß Sie meinem Vater von Zeit zu Zeit die Ehre Ihres Besuches schen-

ken und uns von Ihren interessanten Reisen erzählen werden."

Der Oberst entgegnete rasch: „Das Letztere würde ich auch dann müssen, wenn es auf die Gefahr hin geschähe, durch meine Gegenwart zu belästigen. Meine gegenwärtige Stellung bringt es mit sich, daß wir vielfach mit einander verhandeln müssen. Vielleicht gelingt es mir, einen Theil der Gunst, die der Sennor mir früher angedeihen ließ, und die er mir, wie ich fürchten muß, entzogen hat, wieder zu gewinnen."

„Sie irren sich, Oberst!" sagte die Dame heiter. „Mein Vater ist viel zu großmüthig, als das er Jemandem nehmen sollte, was er ihm einmal schenkte. Und so bleibt Ihnen die Freundschaft, die er dem Retter seiner Tochter schuldet, unverkürzt erhalten. Mit diesem beruhigenden Gefühl scheide ich und hoffe auf ein baldiges Wiedersehen."

Die beiden Herren waren allein. Der Oberst stand dem Pflanzer gegenüber, der über eine geschickte Wendung nachzusinnen schien. Endlich sprach er:

„Das Unerwartete hat mich so erregt, daß ich nicht weiß, wie ich das sagen soll, was doch gesagt werden muß. Unsere Stellung ist so seltsam, daß sie erst vollkommen klar begriffen sein will, bevor ich einen Schritt

weiter gehe. Um jeden Fehlgriff zu vermeiden, wird es besser sein, wenn wir das Gespräch, dem wir nicht ausweichen können, auf eine spätere Stunde verschieben. Gute Nacht, Herr Oberst. Ich nenne Sie so, weil ich nicht anders kann und gebe Ihnen die Versichrung, daß ich mich glücklich fühlen werde, wenn ich die Gewißheit erlange, daß ich Sie mit vollem Rechte so genannt habe. Einer Mittheilung über die Natur der Geschäfte, welche Sie mit mir zu verhandeln bevollmächtigt sind, sehe ich entgegen. Sind Ihre Anträge solcher Art, daß sie sich mit meinen Ansichten von Recht, Ehre und Billigkeit vereinigen lassen, so seien Sie versichert, daß ich Ihnen keine Hindernisse in den Weg legen, sondern nach Kräften förderlich sein will. Nur das Eine, Herr Oberst, wollen Sie nicht außer Acht lassen. Der Geschäftsfreund und der Familienvater sind zwei ganz verschiedene Menschen. Sie werden daher wohl thun, während der etwaigen Unterhandlungen, Beide miteinander nie zu verwechseln."

Der Pflanzer zog sich mit diesen Worten zurück und der junge Oberst folgte seinen Officieren, die sich, auf einen Wink von ihm, schon früher entfernt hatten. Weder an dem nächsten Tage, noch an den beiden folgenden fand eine Annäherung statt. Der Oberst ließ es dabei bewenden, dem Pflanzer einige schriftliche Nachrichten zu-

gehen zu lassen und zu bitten, diese auch denjenigen Personen mitzutheilen, die er ihm namhaft machte. Aber diese Nachrichten schienen dem Pflanzer zu unbedeutend, als daß er eine besondere Antwort für nöthig hielt. Der Oberst hielt sich dadurch beleidigt und sprach dies in einem Briefe offen aus. Weil er aber glaube, daß hier ein Mißverständniß obwalte, scheine es ihm schicklicher, eine mündliche Ausgleichung zu versuchen und werde er die Ehre haben, zu diesem Zwecke an einem der nächsten Tage einen Besuch in dem Hause des Senors abzustatten. Hatte Isabelle dies erfahren? Wollte sie mit dem Obersten nicht zusammen treffen? Oder hatte der Zufall hier die Hand im Spiel? Die Dame fuhr am frühen Morgen nach einer entlegenen Pflanzung, um der ihr befreundeten Besitzerin einen Besuch abzustatten.

Unterdessen waren mehrfache Gerüchte in Umlauf gesetzt, welche die Bewohner der Insel nicht wenig aufregten. Die Piraten, vor denen man seit geraumer Zeit Ruhe hatte, ließen sich in diesen Gewässern wieder blicken. Sie hatten nicht nur eine Anzahl Küstenfahrer genommen, sondern auch mehrere Landungs-Versuche gemacht, die eine gute Aerndte gebracht hatten. Die Beraubten wußten ein Wort davon zu sagen. Der Name des braunen Wilm ging wieder von Mund zu Mund und mit ihm

wurden alle Schauergeschichten lebendig, die man sich sonst von diesem Schreckgespenst der Meere zu erzählen wußte.

Sennor Don Leon Serres, dessen Pläne durch das unerwartete Erscheinen Sir Williams, in seiner Eigenschaft als mexicanischer Oberst einen so harten Stoß erlitten, hatte alle Mittel angewendet, um die scheinbar zerrissenen gesellschaftlichen Bande wieder anzuknüpfen und die beleidigten Cavaliere in sein Haus zurückzuführen. Sennor Don Edmondo Trazillos sowohl, als auch Sir Arthur Worthley erklärten sich bereit, die Einladung zu einem Frühstück anzunehmen; doch hegten sie die Hoffnung, daß Sennora Donna Isabelle bei demselben erscheinen und einige Worte sagen werde, welche geeignet wären, die unangenehmen Vorgänge vergessen zu machen. Das Frühstück fand an demselben Morgen statt, an welchem der mexicanische Oberst plötzlich seinen Besuch ansagen ließ. Dieser Officier, der berufen schien, dem Sennor Leon Serres fortdauernde Verlegenheiten zu bereiten, war, ohne daß er es wußte, von anderer Seite her der Gegenstand einer ganz besonderen Aufmerksamkeit. Für die beiden Bewerber der Donna Isabella war er keine Erscheinung, die man am besten unbeachtet lasse. Sie bemühten sich daher angelegentlich, nähere Erkundi-

gungen einzuziehen. Ob diese Mühe ihre Früchte getragen und welche, darüber sprachen sie nicht. Und als sie nun fast zu gleicher Zeit auf der Pflanzung anlangten, wurden sie durch die Nachricht, daß Donna Isabelle gar nicht gegenwärtig sei, außer Fassung gebracht. Der Herr des Hauses hatte seine ganze Beredsamkeit nöthig, um die verletzten Cavaliere, die sich alsbald wieder entfernen wollten, zu beruhigen.

Noch einige andere Sennores, auf deren Vermittlung der Hausherr zählte, hatten sich eingefunden und das Gespräch drehte sich um die Ereignisse des Tages. Die wagehalsigen Unternehmungen der Seeräuber und ihres gefürchteten Oberhauptes, des braunen Wilm, wurden lebhaft besprochen. Man erzählte die unglaublichsten Dinge und erregte dadurch, je nach den Persönlichkeiten, Grauen oder Gelächter. Ein alter Hidalgo, der es gewohnt war, die seltsamsten Abentheuer, die man ihm aufheftete, mit allem Aufwande eines blumenreichen Pathos weiter zu erzählen und mit den haarsträubendsten Einzelheiten auszuschmücken, hatte eben seine neueste Geschichte beendet, die in der kleinen Gesellschaft ein schallendes Gelächter hervorrief.

In diesem Augenblicke trat der mexicanische Oberst ein. Sein Auftreten imponirte. Der alte Hidalgo drängte

sich an den neuen Gast, von dem er einigen Stoff für seine Geschichten zu erhalten hoffte. Er wurde kurz abgefertigt. Der Wirth des Hauses richtete an den Eingetretenen einige gleichgültige Worte, die eben so frostig erwiedert wurden, und die übrigen Cavaliere hatten nur ein stummes Kopfnicken auf des Mexicaners Gruß zur Antwort. Unter diesem peinlichen Eindruck setzte man sich zu Tische. Die kostbaren Weine, die auf demselben prangten, regten die Zurückhaltenden auf. Die dunkelgoldige Trias von Oporto, Madeira und Xerès lockte unwiderstehlich und die Herren, die ihrem Verdrusse keine Worte leihen konnten, suchten diesen hinunter zu spühlen. Ein Paar ächte Mynheers, die sich unlängst auf Jamaika niederließen, hatten durch die Seeräuber einen empfindlichen Verlust erlitten und ergingen sich in Verwünschungen. Ein Franzose, dem Niemand etwas genommen hatte, der aber unabläßig die Sympathieen für sich zu erwecken bemüht war, stimmte ihnen vollkommen bei, und der Wirth hatte wenigstens die Genugthuung, in dieser Beziehung seine Gäste in vollster Uebereinstimmung um sich versammelt zu sehen. Nur der junge Mexicaner mischte sich nicht in die Unterhaltung. Er hielt das gefüllte Glas in der Hand, ohne zu trinken und blickte

mit seinen glühenden Augen die Mynheers so fest an, als wollte er sie durchbohren.

In diesem Augenblicke trat einer der Hausneger an Lord Arthur Worthley heran und flüsterte, mit gekreuzten Armen, Seiner Herrlichkeit einige Worte zu. Der Lord nickte. Der Neger winkte mit der Hand. Ein junger Midshipman erschien vor Seiner Herrlichkeit und machte demselben, leise flüsternd, eine Meldung.

„Unmöglich!“ rief der Lord überrascht mit lauter Stimme, und erhob sich. Die Gesellschaft, bereits aufmerksam geworden durch den Eintritt des Midshipman, folgte seinem Beispiel.

„Ich kann Euer Herrlichkeit versichern, daß es sich genau so verhält, wie ich sagte,“ sprach der Midshipman. „Ich würde mir nicht erlaubt haben, der mir übertragenen Meldung auch nur das kleinste Wort hinzuzusetzen.“

„Das ist unerhört! Sich mit einem königlichen Kreuzer zu einem Gefechte zu engagiren!“ rief Lord Arthur Worthley, der sich sehr verletzt fühlte. „Leihen Sie mir Alle Ihr Ohr, Gentlemen. Sollten Sie es glauben? Einer dieser jammervollen Piraten wagte es ....“

Er unterbrach sich und wandte sich an den Midshipman: „Erzählen Sie, Sir! Theilen Sie der Ge-

sellschaft den mir gemachten Rapport in voller Ausführlichkeit mit."

Der junge Offizier gehorchte. Seiner Königlichen Majestät von England Kanonenschiff „Ajar" sei auf offner See, unweit Antigua einem Schiffe aufgelaufen, dessen Aeußeres verdächtig erschien. Das fremde Schiff habe gleichfalls abgehalten. In kurzer Zeit wären sie seitlängs gewesen. Es hätte sich nun gezeigt, daß sie mit einem Seeräuber engagirt waren, den sie erst nach langer und blutiger Gegenwehr hätten besiegen können.

„Das ist die Thatsache, Gentlemen, für deren Richtigkeit dieser junge Mann mir verantwortlich ist!" sagte der Lord. „Es ist nichts Außerordentliches dabei, daß ein königlicher Kreuzer einen Piraten in den Grund schießt. Aber es übersteigt das Maaß von Frechheit, daß eine solche Bestie es wagt, einem königlichen Schiffe sich seitlängs zu legen, als ob es seines Gleichen wäre. Hat der Capitain diese Hunde nicht sammt und sonders hängen lassen?"

Diese letzten Worte waren an den Midshipman besonders gerichtet, und dieser antwortete:

„Mein Capitain hat mir befohlen, Euer Herrlichkeit zu melden, daß er es vorzöge, die Missethäter, die sich so sehr gegen Seiner Majestät Flagge vergangen,

Euer Herrlichkeit selbst vorzuführen. Der „Ajax" liegt unfern von hier in der runden Bai vor Anker und der Capitain, welcher gleich nach mir von Bord ging, wird sogleich hier sein, um Euer Herrlichkeit Befehle entgegen zu nehmen."

„Führen Sie ihn hierher! Sogleich! — Versteht sich, mit Ihrer Genehmigung, Sennor Don Leon Serres! — Sogleich, Sir!"

Der Midshipman ging. Die Gesellschaft war in der größten Aufregung. Alle sprachen zu gleicher Zeit und selbst die aufwartenden Neger wagten es, ihr Erstaunen durch groteske Gebehrden und einzelne Worte auszudrücken. Nur Don Pedro Alcantara blieb schweigsam und nahm keinen Theil an den Gesprächen, die hier mit der größten Lebhaftigkeit geführt wurden.

Der Capitain des englischen Kreuzers war unterdessen eingetreten und hatte die Aufmerksamkeit der Versammlung auf das Höchste gespannt. Der Lord sprach längere Zeit mit ihm und wandte sich dann zu der Gesellschaft, die alsbald verstummte:

„Die Sache verhält sich ganz so, wie sie uns vorher mitgetheilt wurde. Der Befehlshaber des Königlichen Kreuzers „Ajax," Capitain Watson — den ich der Gesellschaft aufzuführen die Ehre habe — bestätigt

das Gesagte und fügt hinzu, daß er den Anführer jener Räuberbande hierher gebracht hat. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, Gentlemen, ein solches Exemplar zu sehen, so soll er, bevor er gehängt wird, Ihnen seine Aufwartung machen."

Spanier, Engländer und Niederländer nahmen dies Anerbieten mit großer Fröhlichkeit auf. Ein anwesender Franzose schrie lauter als alle Uebrigen. Der mexicanische Oberst, der auch jetzt sein Schweigen nicht brach, stellte sich so, daß er den Eintretenden zuerst gewahren und auch ihm gleich in die Augen fallen mußte.

Der gefangene Piraten-Capitain, dem man draußen, aus Rücksicht für die Gesellschaft, die Fesseln abnahm, trat, von einer starken Wache begleitet, ein:

Es war Saint Esprit. Er warf den Kopf stolz in den Nacken und sah herausfordernd um sich her:

„So wahr ich ein Franzose bin und ein Lieblingskind der allmächtigen Seinestadt, die mich als einen Verlornen beweint! In eine so respektable Gesellschaft geführt zu werden, durfte ich kaum vermuthen. Ich grüße Sie, Messieurs, allesammt und versichere Sie meiner Ergebenheit. Ich halte mich ausdrücklich Ihres Wohlwollens versichert, das mir unschätzbar sein wird."

Die Keckheit, womit der Pirat sich einführte, ver-

fehlte des Eindrucks nicht. Das Staunen gab sich durch unwillkührliche Ausrufungen kund.

„Man hat sich, wie ich sehe, bei dem Dejeuner stören lassen!“ fuhr der Franzose wohlgelaunt fort. „Das thut mir leid. Dergleichen nimmt den Schein des Ceremoniels an, und ich liebe die Ceremonien nicht. Darum ziehe ich es auch vor, ohne eine besondere Aufforderung abzuwarten, mich mit einer Erfrischung zu bedienen, der ich so sehr bedürftig bin.“

Er bemächtigte sich eines vollen Glases und leerte es in einem Zuge. Keiner hinderte ihn. Des Piraten Auge streifte während des Trinkens den mexicanischen Obersten, dessen Ruhe sich vollkommen gleich blieb. Die Anwesenheit desselben schien den Piraten einen Augenblick zu verwirren; doch bezwang er sich und füllte sein Glas von Neuem, das er mit besonderem Wohlgefallen leerte.

„Ein vortreffliches Gewächs, dessen Feuer den Körper mit einer wohlthätigen Wärme erfüllt!“ sagte Saint Esprit. Aber Lord Arthur Worthley unterbrach ihn mit einer Donnerstimme:

„Genug der Possen, Ihr jämmerlicher Mensch. Glaubt Ihr, uns mit solchen Erbärmlichkeiten ergötzen oder einschüchtern zu können? Man hat Euch hierher

gebracht, damit die ehrenwerthen Gentlemen sehen, was für ein trauriges Gesindel ihr Alle mit einander seid und wie wenig ein ehrlicher Seemann Ursache hat, sich vor Euch zu fürchten. Dummheit und Feigheit sind Euere hervorstechendsten Eigenschaften."

„Mit Vergunst, Mylord!" rief Saint Esprit laut aus. „Ihr mißbraucht die Gewalt, die Euch mir gegenüber in diesem Augenblicke gegeben ist. Ihr seid befugt, mich nach Eurem Gesetz zu richten, aber nichts weiter. Ihr dürft mir den Kopf abschlagen lassen, oder mich nach Eurem Belieben aufhängen. Das ist das Euch angemaßte Recht. Aber dumm und feige dürft Ihr uns nicht schelten. Fragt doch jene sauber geputzten Halbdeck=Offiziere in Eurem Gefolge, ob sie gefunden haben, daß wir dumm und feige sind? Verdammt die Zunge, die ein solches Lügenwort spricht. Sie soll für diesen Schimpf verdorren."

Lord Arthur Worthley schien einen Augenblick lang durch die Worte des Piraten beleidigt; aber er unterdrückte das bittere Gefühl und sagte kalt:

„Ihr seid ein wenig vorlaut, Mann. Unsere Ohren sind an eine ruhige Unterhaltung gewöhnt. Capitain Watson! Lassen Sie den Kerl fortbringen und befehlen

Sie, daß er mit seinen Helfershelfern sogleich gehängt werde."

„Hängen? He? Sagtet Ihr so? Hängen!" rief Saint Esprit, der den Ernst merkte, der in den Worten des Lords lag und dessen Herz unwillkührlich lauter zu schlagen begann. „Hängen will man mich, ohne mir vorher den Prozeß zu machen und mich vor meinen Richter zu stellen? He! Ist das Englisches Gesetz? Dann rufe ich, daß dies Gesetz verdammt ist und daß Ihr Alle daran ersticken sollt! Hängen! Mich! Ist Niemand hier, der sich meiner annimmt?"

Seine Augen streiften abermals den mexicanischen Obersten. Dieser hielt den Blick aus und regte sich nicht.

Saint Esprit sah sich um: „Nochmals, Messieurs! Ist Niemand da, der ein Wort zu meinem Gunsten spricht, um mich zu retten, oder diese Rettung auch nur zu versuchen?"

Er hatte bald Diesen, bald Jenen angesehen, oder eine Bewegung gemacht, als wollte er sich ihm nähern. Alle wichen verächtlich vor ihm zurück. Jetzt sprang er auf den mexicanischen Obersten los und rief:

„Und Ihr auch nicht, Herr? Ihr auch nicht?"

Don Pedro Alcantara blieb stumm.

„Ihr schweigt? Das ist nicht wohl gethan, Herr. Das ist nicht wohl gethan!“

Der Offizier schwieg. Die Gesellschaft wurde durch dies Benehmen des Piraten seltsam aufgeregt. Lord Arthur Worthley, welcher den Mexicaner nicht aus den Augen verlor, gab Jemandem aus seinem Gefolge einen Wink.

Saint Esprit rief: „Sennor, ich bitte Euch noch ein Mal, legt ein gutes Wort für mich ein, damit ich wenigstens nicht gehängt werde. Wollt Ihr nun endlich reden, Sennor?“

Der Pirat nahm dem Obersten gegenüber eine so drohende Stellung ein, daß die Gesellschaft sich kaum noch zurück hielt. Der Herr des Hauses war in der größten Spannung. Da schrie Jemand laut auf. Ihm hatte es geschienen, als habe der Pirat seine Hand an den Obersten gelegt. Dieser riß schnell wie der Blitz den Degen aus der Scheide und rief:

„Wer mich berührt, den durchstoße ich!“

Saint Esprit drückte die Hand gegen die Brust:

„Ich bin hin! Er hat mir hinüber geholfen. Aber allein gehe ich nicht. Du mußt mit. Hollah, Ihr Herren, bin ich der Piratenhauptmann Saint Esprit,

so ist das mein Admiral! Greift ihn! Es ist der braune Wilm!"

„Der braune Wilm!" Wie ein Donnerschlag traf dieser Name die Versammlung. Der sterbende Pirat sagte:

„Das Spiel ist aus. Wir kommen zur gleichen Zeit bei dem Teufel an. Dank Dir übrigens, daß Du mich von der Hanfschnur befreitest. Du bist doch nicht so schlecht, als es Anfangs schien. Darum will ich Dich auch nicht vertilgen, sondern mit dem Bekenntnisse sterben, daß ich eigentlich große Stücke auf Dich gehalten habe. Die Pest über Euch Alle!"

Die Aufregung hatte den höchsten Grad erreicht. Soldaten und bewaffnete Matrosen drangen in den eleganten Salon, der braune Wilm setzte sich mit Löwenmuth zur Wehre, aber es war umsonst. Er unterlag der Uebermacht.

Sennor Don Leon Serres, als der oberste Friedensrichter des County, hatte die Pflicht, sich des Gefangenen zu bemächtigen und das Urtheil über ihn zu sprechen. Er ordnete sofort die Verhaftung an.

Als der braune Wilm über den Hof geführt wurde, um in das Gefängniß gebracht zu werden, fuhr Donna Isabelle, von ihrem Besuche heimkehrend, gerade durch

das Thor. Sie erblickte ihren Retter, über und über blutend, die gefesselten Arme ihr entgegen streckend. Mit einem Schrei der Verzweiflung sank sie ohnmächtig in die Kissen des Wagens zurück.

IX.

Donna Isabelle lag in einer langen und schweren Ohnmacht. Ihre Sklavinnen jammerten laut und rangen die Hände. Miß Ellen, mehr eine Freundin und Gesellschafterin ihrer jungen Herrin, als deren Dienerin, kniete an ihrem Lager und bedeckte ihre Hände mit Thränen und Küssen. Ueberall hin ward nach Hülfe gesendet. Mister Lucy gelang es, einen Arzt aus Kingstone auf einer benachtbaren Pflanzung aufzufinden und brachte ihn als willkommenen Retter mit.

Sennor Don Leon Serres faltete unwillkührlich die Hände, als Isabelle die Augen aufschlug. Sie erhob sich von ihrem Lager und blickte Alle fragend an. Langsam fuhr sie mit der Hand über die Stirn, als müsse sie sich erst besinnen, dann aber schrie sie laut auf:

„Wo ist er? Wo?"

„Wer, meine theure Herrin? Meine liebe, goldene Isabelle! Wer?"

„Er! Er! — Wo ist er? Ist er todt?“

Der Vater war näher getreten und sagte mit dumpfer Stimme:

„Er lebt!“

„Gepriesen sei die heilige Jungfrau!“ sprach Donna Isabelle mit dem innigsten Gefühl. Dann sank sie auf ihr Lager zurück und schloß die Augen.

Der Arzt setzte seine Bemühungen fort. Als er nach einigen Stunden die Pflanzung verließ, geschah es mit der Versicherung, daß jede Gefahr vorüber sei und die Dame nur der Ruhe bedürfe. Morgen werde jede Spur dieses unglücklichen Zufalles vorüber sein.

Leon Serres traf alle Anstalten, um Störungen zu verhüten und ging dann mit sich zu Rathe. Sobald der Zustand seiner Tochter es erlaubte, sollte sie unter irgend einem Vorwande nach einem andern Theil der Insel gebracht werden, wo die übrigen Besitzungen des Don lagen. Bis dahin sollte der braune Wilm im festen Gewahrsam bleiben und sein Geschick sich erst nach Isabellen's Entfernung erfüllen. Die Friedensrichter der Counties hatten zwar das Recht, jeden Seeräuber ohne weiteren Proceß sofort hinzurichten und öfters hatten sie von diesem Rechte Gebrauch gemacht. Aber jetzt saß das jugendliche Haupt dieser verwegenen Brüderschaft

im Kerker, und es war beliebt worden, daß diesem der Proceß mit besonders festlichem Gepränge gemacht werden müsse. Auch solle die Hinrichtung mit all' den abschreckenden Ceremonieen stattfinden, die das Gesetz nur irgend gestattete. Der Eindruck, den dieser richterliche Akt, umgeben mit allem Gepränge, hervorbrachte, sollte ein großer, ein gewaltiger sein.

Am andern Morgen, als Leon Serres eben sein Schlafgemach verlassen hatte, trat Isabelle in die Halle. Bleich und sorgenvoll war das schöne Antlitz. Aber ihre Schritte waren fest und sicher. Sie näherte sich dem Vater und sagte:

„Es ist jetzt nicht Zeit, mit halben Worten sich auszuweichen, und die eigentliche Meinung hinter schmeichelnden Worten zu verstecken. Ich weiß Alles, was hier geschehen ist, und frage Dich, was Du zu thun beschlossen hast?"

„Meine theuere Isabelle; ich bitte, schone Dich. Dein Zustand ist Besorgniß erregend."

„Ich bitte Dich, Vater! Habe Mitleid mit mir. Was willst Du mit dem Gefangenen thun? Was ist sein Schicksal?"

„Er muß sterben."

„Du willst den Mann tödten, der Dir das Leben Deines einzigen Kindes erhielt?“

„Weißt Du, Wer dieser Verworfene ist?“

„Du willst den Mann tödten, durch den ich lebe?“

„Ich muß.“

„Ihn tödten, der meine ganze Seele erfüllt? Den ich mit aller Kraft meines Herzens — —“

„Sprich das Wort nicht aus!“ unterbrach sie Leon Serres mit Heftigkeit. „Wohl ahnte ich das unselige Verhängniß, dem Du verfielst. Ich begriff, welche Schmach meinem edlen Hause beschieden sei. Aber es ward doch nicht offen ausgesprochen. Ich hatte noch noch nicht die entsetzlichen Worte vernommen: Deine Tochter Isabelle, der Stolz aller hochedlen Männer, die Krone unter allen Weibern, die dieses Eiland trägt, hat sich mit einem Seeräuber verlobt.“

„Ich habe es gethan!“ sagte Isabelle ernst. „Ich ergab mich ihm, weil ich nicht anders konnte. Von dem ersten Augenblick an, da ich ihn sah, war mein Schicksal entschieden; ich fühlte mich für immer an ihn gekettet. Die Bande, die uns fesseln, sind unzerreißbar.“

„Unselige! Schweig!“

„Er hat mir sein ganzes Herz erschlossen. Was

er ist, ward er nicht durch eigene Wahl. Er war das blinde Werkzeug Anderer. Die Umstände haben ihn zu dem fluchwürdigen Gewerbe getrieben. Er weiß es von einem seiner alten Gefährten, daß er nicht unter ihnen geboren ist. Ein unseliges Geschick hat ihn vielleicht aus den Armen einer liebenden Familie gerissen und unter diese Barbaren geschleudert. Laß das Mitleid walten. Wenn ich ihm meine Hand reiche, will er dieser unseligen Gemeinschaft entsagen. Wir wollen fliehen, weit, weit. Der fernste Erdwinkel soll unsere Heimath sein. Ein neues Leben wird für uns beginnen und mein theurer Freund wird durch ein edles Thun die Verbrechen früherer Tage vergessen machen."

„Ich erstaune und erschrecke!" rief Leon Serres. „Isabelle! Wohin bist Du gerathen?"

„Höre auf meine einzige, innige Bitte, in der meine ganze irdische und himmlische Seligkeit liegt!" fuhr Isabelle mit gesteigerter Leidenschaft fort. Sie warf sich ihm zu Füßen und umklammerte seine Kniee:

„Oeffne die Thüren seines Kerkers, und laß ihn fliehen. Ich entsage Deinen Reichthümern und Deinen Ehren. Und wenn ich von Deiner Schwelle scheide, will ich nichts mit mir hinwegnehmen, als das Andenken an Deine Liebe und Güte. Allem entsage ich und will

Dir dankbarer sein für sein nacktes Leben, als wenn Du die Schätze Eldorado's zu meinen Füßen niederlegtest. Gesegnet sei die Stunde, da Du dieses Wort sprichst. Wann wird sie anbrechen?"

„Es ist genug;" sagte Leon Serres hart. „Woher nahm ich die Geduld, dergleichen Wahnsinn bis hierher anzuhören? Wehe dem Unseligen, der mir diese Schmach bereitete. Er soll meine Rache hundertfach empfinden."

„Vater!" schrie Isabelle laut auf und streckte die gefalteten Hände, krampfhaft zitternd nach ihm aus. „Bedenke wohl, was Du thust. In dem Augenblicke da er sein Geschick erfüllt, habe auch ich zu leben aufgehört. Ich habe nichts weiter von Dir zu erbitten."

Sie entfernte sich rasch. Als sie ihr Gemach betrat, fiel Miß Ellen ihr weinend um den Hals:

„Ach, meine theure Herrin! Er ist wieder hier gewesen. In diesem Gemache."

„Wer, Ellen?"

„Jener schreckliche Mensch. Ihr wißt ja, wen ich meine. — Ach, meine theure Isabelle! Wie konntet Ihr Euch ihm anvertrauen?"

Isabelle sah das junge Mädchen an: „Konnte? Wollte? Als ob ein Weib, welches liebt, noch irgend etwas anderes kann und will, als lieben. Behüte Dich

Gott vor dieser verzehrenden Leidenschaft! Und nun sprich mir von dem Manne, der hier war. Was sagte er Dir?"

„Daß er in einer Stunde wieder hier sein werde; und daß er Euch durchaus sprechen müsse."

„Ich will ihn hören. Geh, liebe Ellen. Und sobald es ohne Gefahr für ihn geschehen kann, bringe ihn zu mir."

Ellen ging und Isabelle warf sich, in Thränen aufgelöst, auf ein Ruhebette.

Jan van Gent war es, der für seinen jungen Führer, trotz seiner scheinbaren Kälte, eine warme Theilnahme bewies. Er war vielleicht der einzige in der ganzen Schaar, den mehr als das Band des Eigennutzes an denselben fesselte. Der halb ergraute Seeschwalker, der ungerührt von Verbrechen zu Verbrechen schritt und im steten Kampfe mit dem Gesetze liegend, dies verhöhnte und seiner Ohnmacht spottete, fühlte hier eine menschliche Regung. Er hatte diese für den braunen Wilm schon damals empfunden, als derselbe, ein zarter Knabe, zu ihm und den Seinen gekommen war. Nie aber hatte er sich etwas merken lassen, und um seine eigene Sinnesart desto sicherer zu verbergen, nahm er gegen den jungen Seemann ein barsches Wesen an, das die Kameraden täuschen

sollte. Heimlich aber blieb er ihm zugethan und das meiste Seemannswerk, welches der braune Wilm mit überraschender Schnelligkeit begriff, dankte er der Anleitung dieses Freundes. Jan van Gent war es, der das Verhältniß zu der reichen Pflanzerstochter mit sonderlicher Freude begrüßte, und keine Mühe sich verdrießen ließ, keine Gefahr scheute, um Beide für immer zu vereinen. Seit dem letzten unseligen Ereigniß hatte er sich nicht mehr aus der Nähe des Pflanzerhauses entfernt und Alles gethan, um seinen Verkehr mit der jungen Herrin wieder anzuknüpfen. Darum wagte er, auch jetzt, unter dem Beistande Ellens, die ihre Gebieterin von jeder Gefahr abmahnte und doch auf alle ihre Pläne bereitwillig einging, das Aeußerste. Er fand den Weg zu Isabellen; blieb lange im vertraulichen Gespräch mit ihr beisammen und als er sich endlich entfernte, sagte er zu der erschrockenen Ellen:

„Sorgt dafür, das Alles genau so ausgeführt wird, als Eure Herrin es Euch aufträgt. Und wenn Ihr morgen früh einen beschriebenen Zettel von Eurer Gebieterin empfangt, habt genau Acht, daß derselbe in dem Spalt des Euch wohlbekannten Tamarindenbaumes verborgen wird. Hört Ihr, Ellen? Das Leben der Donna

Isabelle hängt von der genauen Ausführung dieses Befehles ab."

„Ich will ihn selbst dorthin tragen!" sagte Miß Ellen, leise zitternd.

Der Seeräuber entfernte sich.

Am andern Morgen ward Mister Lucy zur Donna Isabelle beschieden. Er beeilte sich, wenn auch nicht ohne Verwunderung über die Ungewöhnlichkeit des Befehls, demselben nachzukommen.

„Lucy, mein alter Freund," sprach Isabelle mit jenem zauberischen Lächeln, das ihr alle Herzen gewann. „Habt Ihr mich noch so lieb, als Ihr es mir so oft in den Tagen meiner Kindheit gesagt? Und wollt Ihr mir auch jetzt noch Alles zu Gefallen thun, wie damals?

„Theuere Herrin ...."

„Nein, nicht so. Antwortet ganz kurz auf meine Frage. Sagt Ja oder Nein, Mister Lucy."

„Nun denn, Ja! Und aus vollem Herzen. Aber was könntet Ihr von mir verlangen?"

„Die Wahrheit, Mister Lucy," sagte Isabelle ernst. „Ich will von Euch die Wahrheit hören. Ihr wißt, was in der letzten Zeit hier im Hause geschehen ist, und was heute darin geschehen wird?"

„Ich weiß es, Herrin.“

„Ist der Gerichtshof schon versammelt?“

„Der Letzte von den Beisitzern traf gerade ein, als ich zu Euch ging. Ihr werdet gleich das Geläute der Glocke hören. Wenn sie schweigt, beginnt die Verhandlung.“

„Wird sie lange dauern?“

„In einem Falle, der so klar ist, wie der gegenwärtige, vielleicht kaum eine halbe Stunde.“

„Und wenn diese Zeit verstrichen ist, Mister Lucy, werdet Ihr dann wieder hier erscheinen?“

„Zu welchem Ende, Herrin?“

„Ihr werdet der Versammlung beiwohnen. Ich weiß es, daß Alle, die zum Hause gehören, diesen Befehl erhalten haben. Ich aber will den Spruch der Richter wissen, genau wissen, und Ihr werdet mir denselben überbringen.“

„Was fordert Ihr von mir?“

„Nur Ja oder Nein, Mister Lucy. Mein alter Freund, denkt, daß es die kleine Isabelle von ehedem ist, die Euch bittet. Was wollt Ihr thun?“

„Ich will kommen.“

„Dank Euch, mein Freund. Es ist ein Dienst, den ich Euch nie vergessen werde.“

Das gellende Geläut einer Glocke unterbrach das Gespräch. Isabelle fuhr zusammen:

„Geht, Mister Lucy. Und in einer halben Stunde, oder wann es dem hohen Gerichtshof sonst zu enden beliebt, erwarte ich Euch.“

Mister Lucy ging. Kaum waren zwanzig Minuten verstrichen, als das Geläut schon wieder begann. Es war ein Zeichen, daß das Gericht seinen Spruch gethan und der Verurtheilte einstweilen in den Kerker zurückgeführt wurde. Gleich darauf trat Mister Lucy wieder ein. Isabelle hörte ihn mit äußerer Fassung an. Als er endete, winkte sie ihm zu gehen. Dann warf sie einige Zeilen auf das Papier und reichte sie Ellen. Das arme, zitternde Kind hatte kaum die Kraft, sich aufrecht zu erhalten. Aber auch Isabellens erzwungene Stärke war gebrochen. Als sie sich allein sah, sank sie auf ihr Ruhebette hin und weinte bitterlich.

X.

Der Spruch des Gerichtes war geschehen. Er lautete auf Tod. Leon Serres sprach das Urtheil mit Würde und warf dem Verbrecher das zerbrochene Stäbchen vor die Füße. Dieser zitterte nicht. Schweigend, wie er den Kerker verlassen, kehrte er in denselben zurück.

Die nöthigen Vorbereitungen waren getroffen. Man legte noch eine letzte Hand an. Die Hinrichtung sollte an einer Stelle der Bai stattfinden, welche eine weite Umschau bot. Der Richter wollte, daß man gerade jenen Platz wählte, wo der braune Wilm den wüthenden Stier abfing. Er wollte den Mann, der ihn so tief beleidigte, nicht blos tödten, sondern auch vorher ganz in den Staub treten.

Er war in sein Haus zurückgekehrt. Es geschah aber nicht mit dem Gefühl, das ein Mann empfindet, der seine Pflicht gethan zu haben glaubt. Eine uner=

klärliche Unruhe bemächtigte sich seiner. Er vermochte nicht, an einer Stelle auszudauern und ging von einem Zimmer in das andere, ohne zu wissen, was er dort oder dort wollte. Ihm war es, als ob ein böser Geist jedem seiner Schritte folge und er diesem rettungslos verfallen sei.

Es war die Stimme im Innern, die sich vernehmen ließ. Sie hatte lange geschwiegen. Aber in dieser Stunde erklang sie um so stärker. Sie erzählte ein halbverschollenes Märchen vergangener Tage. Mit Gewalt wollte er diese Empfindungen verscheuchen und sandte zu Isabellen. Aber Miß Ellen erschien an ihrer Statt und sagte, die Dame sei sehr krank. Auch habe der Arzt bei'm Weggehen die größte Ruhe und Einsamkeit empfohlen. Der Pflanzer rief nun Mister Lucy, um an diesem treuen Diener seine üble Laune auszulassen, ohne daran zu denken, daß er denselben mit mehreren Aufträgen versendet hatte. Dazu kamen im Laufe des Tages Briefe, sowohl von Sennor Don Edmondo Trazillos, als auch von dem Colonel, Lord Arthur Worthley. Beide Cavaliere hatten sich nicht verabredet, aber im Drange der Umstände nach gleichen Grundsätzen gehandelt. Sie fühlten sich veranlaßt, dem werthen Sennor für die ihnen gewährte, gastliche Aufnahme zu danken,

welche sie in seinem Hause gefunden; doch glaubten sie unter den obwaltenden Umständen von jener gütigen Erlaubniß nicht längeren Gebrauch machen zu dürfen, indem ihr Zartgefühl es ihnen verbiete, noch ferner nach einem ersehnten Ziele zu streben, und ein Glück zu gewinnen, auf welches ältere Ansprüche sich entschieden geltend machten.

Leon Serres knirschte mit den Zähnen. Er fühlte die ihm zugefügte Beleidigung tief. Und er durfte nicht einmal dafür auf Genugthuung hoffen, indem die Antwort nahe lag, daß Jeder seinen Nebenbuhler gemeint habe, und der Engländer dem Spanier, der Spanier dem Engländer gewichen sei. Leon Serres mußte seinen Ingrimm schweigend hinunter würgen.

XI.

Während der Zeit bereitete sich an einem andern Theil der Küste und zwar an der äußersten Spitze der Halfmoonbai ein seltsames Schauspiel vor. Dort hatte sich auf einem wildromantischen Platze, der, noch jeder Kultur fern, in urwäldlicher Ruhe lag, unter den hohen, düstern, mit dichten Schlingpflanzen überwucherten Felsen eine schauererweckende Gesellschaft zusammengefunden. Es waren die wilden, verwegenen Piratengesichter die sich einander angrinsten und einen Kreis um den Mann schlossen, auf dessen Ruf sie sich versammelt hatten. Dieser Mann war Jan van Gent, einer der Commandeure des Geschwaders, das sich unter den Befehlen des Piraten-Admirals so gefürchtet machte. Er hob die Hand zum Zeichen, daß er sprechen wollte und alsbald trat eine tiefe Stille ein.

„Jago, der Freineger von Kaïmans-Eiland! Ich rufe Dich, damit Du als der erste der Unsrigen, hier

erscheinst, und theilnimmst an dem Gericht, das wir halten und an den Beschlüssen, die wir fassen wollen. Jago! Tritt in den Kreis!"

Der Neger erschien nicht.

„Tritt in den Kreis!" wiederholte Jan van Gent und als dies Gebot sich auch jetzt nicht erfüllte, rief er es nach einer Weile zum dritten Male.

Jago blieb aus.

„Ich wußte es vorher," sagte Jan van Gent zu den Versammelten, „daß er nicht kommen würde. Aber ich mußte ihn rufen, denn so will es das Gesetz, das wir uns selbst gegeben. Er hat sich seltsam verwandelt dieser Jago. Seit ihm etwas — ich kann nicht errathen welcher Art — durch den Kopf gegangen, ist er schweigsam geworden und hält sich für sich."

Ein lautes Gemurmel in dem Kreise gab kund, daß die Piraten diesem Ausspruche ihres Offiziers beistimmten, und Einer aus der Menge sagte:

„Das ist wahr. Man könnte sich vor ihm fürchten, wenn man nicht wüßte, daß er den Kopf so gut in der Schlinge hat, als wir. Er soll sich aber vorsehen, daß wir nicht über ihn kommen, wie eine Nordwestböe!"

Diese Worte fanden laute Zustimmung. Alle schrieen durcheinander und Jan van Gent mußte einige

Male vergeblich zur Ordnung mahnen. Als es wieder still geworden, fuhr er fort:

„Wenn die Ursache zur Furcht sich zeigt, hat sie in derselben Stunde aufgehört zu sein. Einstweilen aber ist Jago noch der erste Offizier unsers Admirals und muß als solcher geehrt werden. Dazu riefen wir ihn, daß er komme. Aber er kam nicht und wir können das Gericht ohne ihn beginnen und vollenden. Hört mich an, Ihr die ausgestoßenen Söhne der brandenden See. Ich habe Euch etwas zu verkünden."

„Verkündige es uns; wir hören!" sagte der Aelteste in der Schaar, und Alle wiederholten:

„Wir hören!"

Darauf wieder tiefe Stille.

„Es ist Euch schon bekannt, daß unserer wackerer Admiral, der sich den Ehrennamen des braunen Wilm erworben hat, und der Schrecken aller Seefahrer unter diesen Breiten ist, gefangen wurde."

„Wir wissen es!" war die Antwort.

„Aber Ihr wißt villeicht nicht Alle, daß dies Unglück nur durch Verrath herbeigeführt ist?"

Wie ein Funken, der in eine Pulvertonne fällt, indem er zündet, Alles rings umher mit Donnergetöse in die Lüfte schleudert, fiel dieses Wort in die Seele

der Piraten, die in ein wildes Geheul ausbrachen, das an den überhängenden Felsen schauerlich wiederhallte. Als sie sich allmählich beruhigten, sagte der Aeltesten Einer:

„Du sprichst ein schweres Wort und bist einer harten Strafe verfallen, wenn Du nicht beweisen kannst, was Du sagst. Darum beweise."

„Beweise!" riefen sie insgesammt in leidenschaftlicher Bewegung.

„Saint Esprit ist der höllische Verräther. Er hatte sich von uns auf offner See getrennt und uns dadurch bereits den Krieg erklärt. Er fiel einem englischen Orlogsmann in die Hände und ward in die Behausung eines Pflanzers geschleppt, um einer großen Gesellschaft daselbst zu ihrer Lust zu dienen. Dort befand sich auch unser Admiral in der Kleidung eines mexikanischen Obersten. Er hatte seinen guten Grund, daß er diesen vorstellte. Er stand in jenem Pflanzerhause in großem Ansehn unser Admiral und war nahe daran — das merkt Euch wohl! — für sich und auch für uns die größten Vortheile zu erlangen, denn es war im Werke, uns an der Küste von Mexiko anzusiedeln. Man wollte unser früheres Gewerbe vergessen. Wir sollten einen Schifferstaat gründen, halb Orlog, halb Kauffahrthei, wie es noch an

keiner Küste bisher gesehen ward. Der Schifferstaat sollte Mexiko mächtiger machen, als es je gewesen ist. Eine schwimmende Mauer hätten wir vorgestellt; ein unbesiegbares Bollwerk auf See. Das wollte der Admiral. Alles war vorbereitet und durfte nur vollendet werden. Da kam dieser Hund, dieser Saint Esprit und machte Alles zu schanden. Als er unsern Gebieter in der glänzenden Gesellschaft gewahrte, der er zum Schauspiel dienen sollte ...."

„Sie sollen dafür hängen, daß sie einen gesetzten Mann zu einem Gaukler machen wollen!" unterbrach ihn einer der Piraten.

„Schweigt, Unverschämter!" rief Jan van Gent zürnend. „Was stört Ihr den Gang der Verhandlungen? Als der verrätherische Saint Esprit sah, daß er durch kein Schwatzen die Hanfschnur von seiner Kehle fortbringen konnte, verrieth dieser Judas seinen Herrn. So ward der braune Wilm gefangen."

„Fluch und Tod dem Verräther!" brüllten die Piraten wie aus einem Munde.

„Der Tod hat ihn schon ereilt, denn diese Jamaikahunde haben gethan, was sie ihr Recht gegen uns nennen. Er hängt. Aber wir haben auch ein Recht an ihn, das uns werden muß. Fehlt uns seine Person, thun wir

seinem Bilde an, was er selbst von uns empfangen hätte, wäre er lebend davon gekommen. Der Verräther wird verbrannt. Das ist unser Gesetz. Männer vom Wachtdienst! Thut Euere Pflicht."

Zwei der Piraten traten in den Kreis, der sich ansehnlich erweiterte, und zündeten in der Mitte desselben ein helles Feuer an. Zwei Andere schleppten eine große Strohpuppe herbei und stellten sie aufrecht. Jan van Gent trat derselben gegenüber und sagte:

„Ich stoße einen Verräther aus unserer Gemeinschaft. Dreifacher Fluch ihm!"

„Fluch ihm!" wiederholten Alle.

„Ich verurtheile ihn nach unserm Gesetze, den Tod des Verräthers zu sterben und übergebe ihn dem Feuer."

„Dem Feuer!" wiederholten Alle.

„Werft ihn in die Gluth. Und wie sein Leib hier bratet, so soll der Teufel seine Seele mit glühenden Flammen martern zu ewigen Tagen."

Die Puppe ward in die Gluth geworfen, was unter tiefem Schweigen geschah. Als der letzte Rest verzehrt war, sagte Jan van Gent:

„Er ist dahin. Sein Gedächtniß verschwindet unter uns für immer. Sein Name verhallt. Wer ihn aus-

spricht, büßt dem Gesetz. Verstäubt und verweht vom Winde. Das ist abgethan."

Das Feuer verglomm und warf einen matten Schimmer auf die umherstehenden wilden Gestalten.

„Unser Gericht ist geschlossen," sagte Jan van Gent, als der letzte Funken verlosch. „Nun ist noch übrig, eine kühne That zu vollbringen. Ich will sie ausführen, diese That, das habe ich bei mir geschworen. Mir selbst und einer schönen, holdseligen Donna, der Braut unsers gefangenen Admirals; unsere künftige Königin. Wollt Ihr mir beistehen?"

„Ja!" entgegnete der Aelteste in dem Kreise, der jetzt wieder näher zusammen rückte. „Ich spreche für Alle. Was ein Mann thun kann, wird Jeder von uns vollbringen, wenn, wie wir glauben, es eine That ist, die sich für Männer unseres Gewerbes schickt."

„Die Jamaikahunde haben ein feierliches Gericht über unsern Admiral gehalten, denn sie wollen mit ihrer Gerechtigkeit vor aller Welt prunken. Eben so feierlich soll die Hinrichtung selbst sein. Wenn es möglich wäre, alle Bewohner von Jamaika und die der umliegenden Eilande dazu einladen, würde es geschehen. Das müssen wir verhindern."

Die Piraten ließen ihn nicht weiter reden. Mit

lautem Zuruf erklärten sie sich bereit, Leib und Leben einzusetzen für ihren Führer, den sie anbeteten.

„So ist es gut!“ sagte Jan van Gent. „Haltet Euch mit Tagesanbruch bereit, mir zu folgen. Mögen sie ihr Opfer nur hinausführen. Wir wollen ihnen den Weg nicht vertreten. Aber in dem Augenblicke, wo sie mit dem armen Jungen die Comödie aufführen wollen, die das Volk zu belachen eingeladen ist, fallen wir wie ein wilder Orkan über diese Hunde her und führen den Geretteten im Triumpfe davon. Dem Richter aber, der den Spruch gethan, wodurch der Schimpf über unsern Freund gekommen ist, dem sei Gott gnädig. An Euere Posten bis zum Sonnen-Aufgang.“

Mit lautem Geschrei löste sich die Versammlung auf. Jeder kehrte an seinen Platz zurück.

XII.

Durch die dichtesten Gebüsche, welche über den zerklüfteten Boden hinwucherten, erscholl der Fußtritt eines Wanderers. Aus dem dunkelsten Schatten desselben lachte die Spottdrossel, die Sperlingstauben flatterten scheu hin und her, die leuchtenden Colibri's, von den schallenden Fußtritten aufgeschreckt, stiegen wie farbige Schmetterlinge in die blaue Luft. Der Wanderer kam näher. Es war der Freineger Jago, der fern von seinen Gefährten, nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, die einsame Straße zog. Bald erreichte er eine Hütte, die auf einem etwas gelichteten Platze errichtet war. Vor derselben saß die zusammen geschrumpfte Gestalt einer alten Negerin. Bei der Annährung Jago's stieß sie einen leisen Freudenschrei aus und versuchte, sich zu erheben. Er verhinderte sie daran und sagte:

„Bleib, Mirja! Ich komme, Dich von hier abzuhohlen."

„Seien lange, daß Mirja ihren Jago gesehen. Glauben, Jago nicht wollen wiederkommen zu alte Mirja."

„Die Streifzüge über See sind lang, Weib. Vom Orinoco bis zum Pic von Tenerifa ist eine weite wüste Straße. Wohl blieb ich lange, Weib. Dafür ist aber das begonnene Werk vollendet. Der Sohn des weißen Mannes, der unserm Ninni das Hirn zerschmetterte, ist als ein vollendeter Pirat in die Hände seines Vaters gefallen. Der Vater hat dem Sohne das Urtheil gesprochen und er wird dies Urtheil an dem Sohne vollziehen lassen. Alles das ist mein Werk. Bist Du mit mir zufrieden?"

„O, Jago! Was Du für ein Mann sein!"

„Wenn die Sonne wieder aus der See auftaucht, hat der braune Wilm zu leben aufgehört."

„Sterben William für Ninni. Reicher, weißer Knabe sterben für armes Negerkind," sagte das Weib. Haben Rache und seien doch bange. Mirja Dir beichten, Jago. Mirja Dir sagen, daß Mirja haben geliebt weißes Kind wie eigenes, und daß Mirja zittern, wenn kleiner William soll sterben."

„Still, Weib!" zürnte der Freineger und barg seine Bewegung unter einer angenommenen Rauhheit.

„Davon sprich nicht! Davon nicht. Meinst Du, ich hätte Dich nicht beachtet, wie Deine Blicke ihm mit Angst und Sorge folgten, wenn er die steilen Felsenwände emporklomm, oder er sich kopfüber in die Wogen stürzte? Meinst Du, ich hätte es nicht bemerkt, wie Du ihn streicheltest und küßtest, wenn Du Dich allein glaubtest? He? Sage mir, Mirja, Du, Ninni's Mutter! Hast Du das nicht gethan?"

Das alte Negerweib streckte die dürren Arme flehend aus und sagte zitternd:

„Haben gethan, was Du sagst. Strafen die alte Mirja. Aber Mirja haben nicht anders können. Kleine William lachen, wie weiße Engel."

„Meinst Du, ich hätte das nicht Alles gewußt und bist Du so thöricht, zu glauben, ich hätte es geduldet, wenn nicht hier inwendig ...... Es war etwas in dem Knaben, das mich berauschte, und es ist Etwas in dem Manne, das mir Ehrfurcht einflößt. Aber ein Vater, der einen schrecklichen Schwur gethan, kennt keine andere Pflicht auf Erden, als diesen Schwur zu lösen. Um dies zu thun, bin ich im Begriff."

„Was wollen thun, Jago? Du Dich wieder trennen von Mirja? Mir viele Angst ausstehen. Immer

denken an William, wie Kugel zerreißen sein Herz, oder ein Schwert schneiden in weiße Hals. Mirja . . ."

„Mirja ist des Jago Weib," sagte der Freineger. „Und das Weib ist schuldig, die Gebote des Mannes zu erfüllen. Darum rüste Dich zur Fahrt, dieweil ich mein Werk ende. Mit dem anbrechenden Tage kehre ich zurück und wir suchen dann den Weg über See zu der wüsten Stätte, wo das Kreuz einsam am Ufer steht, das die Gebeine unseres Kindes deckt. Dort knieen wir hin und sagen ihm, was wir thaten, seinen frühen Tod zu rächen. Das ist meine letzte Arbeit. Weiter habe ich auf der Welt nichts zu thun. Darum, Weib, achte auf meine Worte und halte Dich bereit."

Sie erhob sich, zum Zeichen des Gehorsams. Jago aber ging einen Theil des Weges zurück und schlug einen Pfad ein, der in grader Richtung nach der Wohnung des stolzen spanischen Pflanzers führte. Es war derselbe Pfad, auf welchem er in jener verhängnißvollen Orkannacht mit seinem Knaben nach dem ungastlichen Hause kroch, wo er vergebens das Erbarmen anflehte. Es war derselbe Pfad, über den er wie eine Schlange hinglitt, das geraubte Kind auf dem Arm, zu dem unwirthbaren Felsgrund hinab und von dort hinaus in die brandende wogende See. Festen Fußes setzte er seine

Wanderungen fort, bis jenes für ihn verhängnißvolle Gebäude aus dem Dunkel der Bäume hervortrat. Da wurde sein Schritt langsamer; er stand mehrere Male still und sah wie gedankenlos vor sich hin. War es ein unbestimmtes Gefühl, gemischt aus Furcht und Angst das ihn verhindern wollte, in dem gegebenen Augenblicke den letzten, entscheidenden Schlag zu thun? Oder war es die Wollust unbegränzten Sehnens, die den Athem in der Brust stocken machte? Die seltsam-grauenhafte Grille, die sich den lange herbeigesehnten und nun endlich winkenden Genuß versagt, um die Begier darnach noch heftiger, noch wollustreicher zu machen? Es war ein wunderbares Gemisch von Beiden, das den Fuß des Freinegers hemmte, das seine Augen fest auf die dunkle Gestalt heftete, die an das Geländer der Veranda lehnte.

Das war Er, der da stand. Er, der stolze Pflanzer, der nirgens Ruhe fand, seit er das Todesurtheil sprach und dem Verurtheilten das zerbrochene Stäbchen vor die Füße schleuderte. Ihm ward bange in der Einsamkeit seiner weiten Gemächer. Niemand da, an den er seinen Groll auslassen konnte. Die Haussclaven lauerten in den verborgensten Winkeln. Die erglühte Phantasie malte ihm Schreckbild auf Schreckbild. Er glaubte,

seinen Knaben vor sich haben, glaubte eine dunkle Gestalt zu sehen, die sich desselben bemächtigte, und mit demselben in die Sturmnacht hinauseilte. So stand er da auf der Veranda; einsam wie damals. Wie damals braute ein Unwetter aus der Tiefe. Eins jener tropischen Gewitter, die über die Eilande herfallen, wie die Heuschreckwolken auf die blühenden Ufer des Ganges herabfallen, in einem Moment vernichtend und entweichend. Aus dem Anfangs unscheinbaren Gewölk flogen die dunklen Schatten über den ganzen Himmel hin. Das leuchtende Meteor trug auf seinen Schwingen den fliegenden Orkan aus unbekannten Fernen in diese Baien und Buchten; es warf ihn in die erschrockenen Waldthäler, deren riesige Stämme krachend und stöhnend übereinander stürzten.

Leon Serres starrte nach einer Stelle hin: „Nein! Nein! Ich irre nicht. Das ist keine Sinnentäuschung; das ist Wahrheit. Es bewegt sich! Es nähert sich mir! — Halt! — Bleibe stehen und rühre Dich nicht! Was? — Du wagst es, meinen Befehlen zu trotzen? Weißt Du, daß ich hier der Herr bin, und daß Hunderte bereit stehen, Dich für Deine Verwegenheit zu strafen? Gehorche, Du Hund, und rühre Dich nicht von der Stelle! Weißt Du, Wer ich bin?“

„Sennor Don Leon Serres nennt man Dich," entgegnete Jago der Freineger ernst. „Jedermann weiß, daß dies der Name eines der reichsten und mächtigsten Männer auf Jamaika ist."

„Nun, Du Unverschämter. Und Du wagst es, einem solchen Manne zu trotzen? Wer bist Du? Gieb Antwort dem Manne, auf dessen Grund und Boden Du Dich befindest und der der höchste Richter in der County ist."

„O, Du weiser Richter!" sagte Jago spottend. „Der Du Alles wissen, Alle beherrschen willst, und kennst mich nicht."

„Du bist eines jener Galgengesichter, wie sie zur Schande der Regierung sich noch überall blicken lassen," sprach der Pflanzer. „Wer weiß, wo Du mir über den Weg gelaufen bist. Ich kenne Dich nicht."

„Dann, erlauchter Sennor, muß ich Euerm Gedächtnisse mit einer kleinen Geschichte zu Hülfe kommen. Vor zwanzig langen Jahren war es, als während eines furchtbaren Orkan's auf dieser Veranda ein Neger erschien und um ein Obdach für sich und sein armes Kind bat. Ihr stießet den bettelnden Vater mit dem Fuße zurück und nanntet ihn einen elenden Sklaven. Und als nun der Knabe sich Euch zitternd nahte, und Euere

Knice umfassen wollte, grifft Ihr nach ihm und zerschmettertet sein unschuldiges Haupt an jenem Stein. Denkt Ihr daran, Sennor Don Leon Serres!"

„Bist Du? . . . . das Wort erstarb dem Pflanzer im Munde. Das Blut strömte nach dem Herzen.

„Ich bin es!" sagte Jago mit lauter Stimme, die das Brausen des Sturmes übertönte. Ich bin jener unglückliche Vater, der mit seinem todten Knaben jammernd entfloh, der ihn begrub und dann, von der Rache gespornt, hierher zurückkehrte, um dem unmenschlichen Tyrannen ein gleiches Loos zu bereiten. So trat ich in dieses Haus, von Niemandem bemerkt. Merke auf, erlauchter Sennor! Ich trat an das Bette Deines einzigen Knaben; nahm ihn mit mir und zog ihn auf. Ich machte ihn zu einem Schmuggler und Piraten und lehrte ihn, den Stier in den Wäldern zu tödten. Ich stellte ihn in den Kreis seiner Gefährten und Dein hochbegabter Sohn, den ich mit Stolz meinen Zögling nenne, war so bereit zum Lernen, daß er das Schwerste leicht begriff und die schwierigsten Dinge spielend verrichtete. So stieg er, Stufe um Stufe, über seine Gefährten weg. Sie machten ihn zu ihrem Gebieter, nannten ihn ihren Admiral; ein Heer von Piraten taufte ihn, — Deinen

Sohn, Sennor Don! — mit Blut und Feuer, und der braune Wilm ward der Schrecken aller Meere."

Der Pflanzer stöhnte. Das Unerwartete hatte seinen Geist gelähmt. Jago fuhr fort:

„So kam er hierher. Der Sohn betrat das Vaterhaus und wurde nicht erkannt. Der Vater sprach das Urtheil über den Piratenhäuptling und ließ die Armensünder-Glocke läuten über ihn. Der Vater weiß es jetzt, was er gethan und kann es nicht verhindern, daß seines Sohnes Blut auf der Richtstätte vergossen wird. So rächt sich der Freineger Jago!"

„Allbarmherziger! Mutter aller Gnaden!" rief der Pflanzer aus. „Es ist nicht wahr! Es kann nicht wahr sein. Sage, Mensch, daß Du lügst, und ich will Dich mit Gold überschütten. Du lügst, sage ich Dir! Du lügst!"

„Ich lüge nicht!" entgegnete Jago kalt. „Dein eignes Gewissen sagt Dir, daß ich die Wahrheit sprach. Dein Sohn stirbt den Tod des Verbrechers und Du bist es, der ihn verurtheilte. Das ist meine Rache. Wir sind quitt."

„Er soll nicht sterben!" rief der Pflanzer entschlossen. „Ich verhindere es."

„Das kannst Du nicht!" sagte Jago. „Schon

haben ihn die Soldaten abgeholt. Ehe Du auf dem Richtplatze anlangen kannst, ist Alles vorüber."

„Nein! Nein! Ich komme noch zur rechten Zeit. Ich werde ihn retten. He! Hollah! Pferde! Alle zu Pferde! Hollah! Mister Lucy!"

So schrie und tobte der Pflanzer. Aber seine Kniee bebten. Er klapperte vor Frost mit den Zähnen und die Füße versagten ihm den Dienst.

„Du wirst nicht gehen, denn meine Botschaft lähmte Deinen Fuß!" frohlockte der Freineger. „Du wirst auch nicht ruhig hier weilen, denn Deine Ruhe nehme ich mit mir. Auf Nimmerwiedersehen, erlauchter Don! Was Ihr mir früher gegeben, habe ich Euch jetzt zehnfach zurückgezahlt. Wir sind quitt."

Der Freineger verschwand von der Veranda. Leon Serres versuchte, ihm zu folgen. Umsonst. Er blieb allein mit der entsetzlichen Angst im Herzen, die es zu zersprengen drohte.

Eine endlose Stunde war vorüber. Der Donner rollte ununterbrochen. Blitze zerrissen das tief herabhängende Gewölk. Hoch in den Lüften rasete der Sturm. In der Tiefe wüthete die brandende See. Da wich die Schwäche, die ihn bislang gefesselt hielt. Er schwankte dem Ausgange zu. Aber ehe er ihn noch erreichte, eilte

Mister Lucy herbei, der von der ihm anvertrauten Sendung heimkehrte. Der sonst kalte, besonnene Mann war in der größten Aufregung. Es dauerte eine Weile, bis der Pflanzer erfuhr, daß die Milizen, welche den braunen Wilm geleiteten, von einem überlegenen Piratenhaufen unversehends überfallen wurden. Von den Erstern wären nur Wenige entkommen; die Meisten niedergemacht und mit lautem Jubelgeschrei hätten die Piraten ihren Hauptmann im Triumphe weggeführt.

„Der braune Wilm ist frei?" fragte der Pflanzer mit gepreßter Stimme.

„Er ist es!" sagte Mister Lucy. „Und die Hoffnung, diese Küste von ihrem gefährlichsten Feinde befreit zu sehen, ist abermals dahin."

„Herr Gott, ich danke Dir!" rief der Pflanzer laut aus. „Preis Dir, Allerheiligste Jungfrau!"

„Der Mann verliert den Verstand!" sagte Mister Lucy vor sich hin. „Er dankt Gott und der heiligen Jungfrau dafür, daß sie den Räuber und Mordbrenner mit ihrer Gnade beschützen. Faßt Euch doch nur, guter Herr!"

Aber der Pflanzer ließ den Aufseher nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort:

„Für diese Nachricht will ich Euch königlich be-

lohnen. Ihr sollt nicht mehr Aufseher fremder Sklaven sein; Ihr sollt ein selbstständiger Pflanzer werden; sollt ein gemachter Mann sein. Der braune Wilm ist frei!“

Ein lautes Jammern unterbrach den jubelnden Pflanzer. Es war Miß Ellen, die ganz verstört auf die Veranda eilte:

„Sie ist fort! Sie ist fort! Der Himmel erbarme sich ihrer in diesem Sturm. Sennor Don Leon Serres, Isabelle ist fort!“

Der rollende Donner verschlang das Weitere. Aber Leon Serres hatte genug gehört. Eine gräßliche Ahnung faßte ihn und mit entsetzlichem Tone rief er:

„Meine Tochter!“

„Sie ist fort. Auf diesem Papier findet Ihr die Bestätigung.“

Leon Serres ergriff den ihm dargereichten Zettel. Er hielt ihn dicht vor die Augen; aber die tiefe Dunkelheit hinderte ihn, auch nur das Geringste zu erkennen.

„Licht! Licht!“ stammelte er und kehrte, von Mister Lucy geführt, in die Halle zurück.

Mit schwimmenden Augen las er:

„Ich habe Dich angefleht und vor Dir gerungen; aber Du hast mich verworfen. Ihm aber, dem Du den Tod geben wolltest, gehöre ich mit Leib und Seele. Da ich von ihm nicht lassen kann, so lasse ich von Dir, der mich verstieß. Mein guter Geist wird mich zu ihm bringen, der wieder in der Freiheit athmet, um mich nie von ihm zu trennen.“

Weiter vermochte der Pflanzer nicht zu lesen. Mit einem Ausrufe des Entsetzens sank er ohnmächtig zusammen.

XIII.

Hart am felsigen Strande erhob sich auf dem Grabe Ninni's das von Jago aufgethürmte Kreuz. Die beiden Palmen, die es mit ihren Kronen schirmten, waren nicht mehr. Ein Blitzstrahl hatte sie getroffen und nur zwei niedrige, halbverkohlte Stumpfe waren übrig geblieben. Die wilden Wetter, die seit einiger Zeit herrschten, waren die Vorboten der eigentlichen Orkanzeit. Kaum waren die Donner eines vorüber rasenden Gewitters verstummt, kaum blickte der Himmel sonnenklar, kaum schoß die Sonne ihre versengenden Strahlen in die Felsthäler und auf die weiten Savannen herab, so brauste schon ein neues Unwetter aus der Tiefe auf. In einer jener mehrstündigen Pausen, die zwischen solchen Sturmböen lag, flog eines jener Segelkanots wie sie den Bewohnern der Kaïmans-Eilande eigen waren, durch die brandende See, dem Kreuze zu, das dem Steuernden schon weithin sichtbar war. Fest richtete sich sein Blick auf dieses

Wahrzeichen und er sagte zu dem Weibe, das zu seinen Füßen lag:

„Nochmals erhebe Dich und grüße die Stätte, wo unser Kind ruht und von der wir so lange fern waren. Dann aber lege Dich nieder und halte Dich still. Es gilt, den Weg durch die Brandung suchen.

Mirja war dem Befehl ihres Gatten gehorsam. Sie erhob sich, schaute mit thränenfeuchten Augen zu dem Kreuze empor und streckte demselben verlangend ihre Arme entgegen; dann aber hüllte sie die zitternden Glieder in eine wollene Decke und streckte sich zu den Füßen des Mannes nieder.

„Fürchte Dich nicht," sagte Jago zu ihr. „Die See, die uns niederdrückt, erhebt uns auch wieder. Das Kanot steigt und fällt mit dem Zuge der Wellen und nur ein ungeschickter Steurer kann es aus der Bahn schleudern. Darum schließe Deine Augen und sprich nicht zu mir. Schon rollt der erste Brecker heran."

Die Welle kam. Sie krachte kurz hinter dem Spiegel des Kanots zusammen, und begann sich zu heben. Fast senkrecht stieg das Kanot den Rücken derselben hinan. Einen Augenblick schwebte es auf der Spitze, dann schoß es mit der Schnelle eines Pfeils hinunter und der weiße

Gischt legte sich wie ein Leichentuch darüber hin. Das Kanot war verschwunden.

Die Wasser drängten zu beiden Seiten gegen die Flächen des Steuers und machten es in seinen Finglingen erbeben. Aber die Hand, die dieses Steuer führte, war fest wie Eisen und das Auge, welches diese Hand beherrschte, war hell. In der entscheidenden Sekunde gab er der Steuerpinne den richtigen Druck und aus der schäumenden Brandung stieg das Kanot den neuen Wellenrücken hinauf und wieder hinab. Bei dem dritten gewaltigen Zuge schwebte es noch höher, noch drohender auf der Spitze der Welle, die es trug; noch schneller und jäher schoß es in die Tiefe hinab; noch wilder und ungestümer rasete die Brandung darüber hin.

Mirja lag regungslos am Boden des Kanots. Jago saß auf der Steuerducht und hielt die Pinne krampfhaft umfaßt. Sein Herz stand still; sein Athem stockte. Eines Strohhalms Breite nur durfte das Steuer nach Luf oder Lee abweichen und es war geschehen. Da hatte die fühllose Welle Erbarmen und warf dumpfrollend das Kanot gegen den Strand, daß es in allen Fugen bebte und zwischen zwei hervorragenden Steinen sitzen blieb.

Wie aus einem Traum erwachend, richtete sich der

Freineger auf und blickte um sich her, in die Leere starrend. Dann bückte er sich zu seinem Weibe nieder und trug sie mit starken Armen an das Ufer. Schweigend stiegen sie den felsigen Pfad zu dem Kreuze hinan und knieten vor demselben nieder. Mirja schluchzte laut und preßte ihre Lippen auf den Stein; Jago aber sagte, sich erhebend:

„Ninni, mein Knabe. Das Werk ist vollbracht. Schlafe in Frieden!"

Die Stunde verstrich; diese und die folgende. Die Eltern saßen am Fuße des Kreuzes, ohne zu sprechen, nur mit ihren Gedanken beschäftigt. Eine neue Böe, anscheinend wilder und ungestümer, als die voraufgegangene, kündigte sich an. Die Donner rollten, die Blitze sprühten, der Regen goß in Strömen herab. Abwechselnd ward es finsterer als die finsterste Nacht, aber Land und See zeigten sich in blendender Tageshelle.

Als das Unwetter auf das Höchste gestiegen war, erhob sich Jago und blickte um sich. Sein scharfes Ohr hatte trotz des betäubenden Donners einen Laut vernommen. Es war der verzweifelnde Ruf eines Menschen, der in dieser Wildniß umher irrte.

„Es kommt Jemand!" sagte er zu seinem Weibe. „Hierher kommt man, wo nichts ist, als ein Grab.

Mirja! Ein Mensch irrt in dieser Sturmnacht umher. Hilf mir ihn finden."

Mirja horchte auf. Beide vernahmen das bange Gestöhn. Es mußte in nächster Nähe sein, sonst hätten sie es nicht hören können.

„Hierher!" rief Jago mit übermächtiger Kraft. „Hierher! Hierher, Unglücklicher, wer Du auch bist."

Der Hülferuf wiederholte sich, wie es schien in abermals geringerer Entfernung.

„Wir wollen dem Tone folgen," sagte Jago, ergriff die Hand des Weibes und ging einige Schritte in der angedeuteten Richtung. Dann stand er plötzlich still:

„Wer dort?"

Eine dunkle Gestalt trat aus der Nacht hervor und stand dem Freineger gegenüber.

„Ich kann Euch nichts zu Euerm Schutze bieten, als diesen kahlen Stein," sagte der Letztere. „Wie kommt Ihr zu solcher Stunde in diese unwirthbare Oede?"

„Ich habe mich verirrt!" war die Antwort.

Der Freineger bebte bei dem Ton dieser Stimme zusammen. „Wer bist Du und was willst Du hier?"

„Ein Mann, den die Verzweiflung vorwärts treibt! Ich suche den Freineger Jago!“

„Ihr steht ihm gegenüber, Sennor Don Leon Serres;“ entgegnete dieser. „Ich habe Euer Gnaden wohl erkannt.“

Ein Blitzstrahl, der blendend nieder schoß, beleuchtete die drei Gestalten, welche an diesem Schreckensorte neben einander hauseten.

„Barmherzigkeit, Mann!“ rief der Pflanzer in wachsender Angst. „Ich fordere Barmherzigkeit von Dir, wenn ich gleich weiß, daß ich nicht verdiene, sie von Dir zu empfangen. Sprich, Mann, wo ist mein Sohn? Die Deinigen haben ihn befreit und sind mit ihm entflohen. Wo weilen sie jetzt?“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Jago. „Und wenn ich es wüßte, ich würde es Dir nicht sagen.“

„Wo ist mein Sohn?“

„Was kümmert er mich? Er diente meiner Rache, nun fahre er hin. Was krümmst Du Dich vor mir und ringst die Hände? Du bewegst mich nicht. Hast Du kein Gedächtniß, Mann? So stand ich auch einst flehend und händeringend vor Dir und es war umsonst.“

„Sieh mich zu Deinen Füßen! Hier kniee ich vor

Dir in den Staub. Ich hebe die Hand empor und rufe in Todesangst: Wo ist mein Sohn?"

„Meine Kniee hatten sich auch vor Dir gebeugt, aber Du bliebst unerbittlich. Und als mein armer Knabe sich bebend an Dich klammerte, hast Du ihn getödtet. Auge um Auge! Zahn um Zahn! sagen Euere frommen Priester zu Neu-Eden. Ich bin diesen Lehren gefolgt. Hebe Dich weg!"

„Du weißt nicht Alles. William, nicht ahnend, daß ich sein Vater bin, hat das Herz seiner Schwester gewonnen; sie ist mit ihm entflohen. Bruder und Schwester! Mann! Habe Erbarmen!"

Mirja wagte nicht zu sprechen. Aber dies letzte Wort machte einen so tiefen Eindruck auf sie, daß sie einen Angstruf nicht unterdrücken konnte und sich schmeichelnd an ihren Gatten schmiegte.

„Ich kann nicht, Weib. Hast Du meinen Eid vergessen? Sennor Don Leon Serres, hört mich an. Legt Eure Hand an dieses Kreuz. Es deckt den Staub des von Euch gemordeten Kindes. Als ich dasselbe mit eigener Hand errichtet hatte, schwur ich, daß meine Rache dauern solle, so lange es hoch aufrecht stände im Kampfe mit den Elementen. Nun denn, ich lege Euer Geschick in Eure eigene Hand. Ich sprach die

Unwahrheit, als ich sagte, ich wisse den Aufenthalt Eurer Kinder nicht. Ich weiß ihn nur zu gut und will Euch zu ihnen führen, wenn Ihr meinen Schwur zu schanden macht."

„Endet, Mann! Endet! Die Zeit verrinnt."

„Ich habe einen schweren Eid gethan und breche ihn nicht. Nun, Sennor Don! Ihr seid ja einer von Denen, die da glauben, mit einem Wink ihrer Augen die Welt nach ihrem Gutdünken zu regieren. Rückt dieses Kreuz von seiner Stelle! Werft es nieder in den Staub, damit mein Eid zu schanden werde."

„Spottest Du des Ohnmächtigen, dann wehe Dir!" rief Leon Serres, indem er sich auf den Freineger stürzte. Der aber warf ihn zurück und rief:

„Weg von mir! Dort steht das Werk meiner Rache! Wer hat die Kraft, es zu vernichten."

Das heftige Sturmwetter hatte seit kurzem nachgelassen; aber in diesem Augenblicke kehrte es mit verdoppelter Kraft zurück. Der Donner rollte dicht über die Häupter der Erschrockenen hin. — Ein blendender Strahl zuckte aus den Wolken, umhüllte das granitne Kreuz mit einem Feuerschein und wühlte den Boden ringsumher so tief und weit auf, daß das Kreuz schwankte

und mit lautem Gekrach von seiner Höhe in den Abgrund stürzte.

Alle Drei blickten starr vor sich hin. Der blendende Strahl, der laut rollende Donner, das Zusammenkrachen des Kreuzes hatte sie ganz betäubt. Um sie her aber gestaltete sich ein neues Wunder der Trope. Mit dieser letzten gewaltigen Kraftanstrengung hatte sich die Wuth des Sturmes erschöpft. Die Wolken rissen auseinander. Die Sonne brach sich siegreich Bahn und warf ihr goldenes Licht über See und Land.

Jago faßte sich zuerst. Er warf einen langen Blick auf das zertrümmerte Grab; fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er die Vergangenheit aus seinem Gedächtnisse löschen und trat zu dem Pflanzer:

„Gott hat gesprochen. Die Schuld ist gesühnt. Ich vergebe Dir Alles.“

„Ich fasse Deine Hand,“ sagte der tieferschütterte Pflanzer und folgte dem Freineger, der voranschreitend, mit der Hand in die Ferne deutete.

XIV.

Mitten in dem lebendigen Treiben, das sich am Strande entwickelte, stand ein Altar aufgerichtet. Ein Priester, den man unter listigen Vorwänden bis hierher lockte, stand daneben und fügte sich widerstrebend den Anordnungen Jan van Gents, der die Hochzeits-Ceremonien beschleunigt wissen wollte.

William und Isabelle saßen unter einem malerisch drapirten Zeltdache und schwelgten in dem Gedanken an das sie erwartende Glück. Sie hatten kein Auge und Ohr für die Ereignisse in ihrer nächsten Nähe. Darum fuhr Isabelle erschreckt zusammen und William sprang hoch auf, als plötzlich eine laute Stimme rief:

„Trennt Euch!"

Jago, der Freineger stand dicht vor ihnen.

„Wer untersteht sich, hier zu erscheinen ohne mein Geheiß?" zürnte der junge Piratenhäuptling. Dankt es

der Gegenwart dieser Dame, wenn ich dies Vergehen nicht strenger ahne. Entfernt Euch!"

„Trennt Euch!" wiederholte Jago. „Trennt Euch sogleich, oder bei dem lebendigen Gott, der in seinem Blitz und Donner zu mir gesprochen hat, er wird Euch tödten."

„Nun denn!" rief William aufbrausend. „Bei Eurem Gotte oder Eurem Teufel und allen bekannten und unbekannten Mächten, die Ihr zu beschwören vermögt! Wenn Ihr Euer Leben noch für etwas achtet, flieht so eilend Ihr könnt, sonst ist es mir verfallen. Wer ist der Mann hinter Eurem Rücken? Wer versteckt sich so sorgsam? Hollah! Hervor aus dem Hinterhalte!"

„Hier verbirgt sich Niemand," sagte der Pflanzer, der näher trat. Isabelle schrie auf und klammerte sich fest an den Freund. Dieser rief:

„Wenn Ihr in feindlicher Absicht kommt, Sennor, so bedenkt, daß hier nicht Eure Pflanzungen sind. Auf diesem Eilande gilt nur mein Befehl."

„Und doch wirst Du mir gehorchen," sagte der Pflanzer mit hohem Ernste. „Willst Du nicht das Maaß aller Verbrechen überschreiten und der zeitigen, wie der ewigen Seligkeit verloren gehen, so mußt Du mir folgen. Du bist Willy, der mir von diesem Manne

in der zartesten Jugend geraubte Knabe; bist Willy Serres mein Sohn und das da ist Deine Schwester."

„Nein! Nein!" schrie William laut auf.

„Er sagt die Wahrheit!" sprach der Freineger mit dumpfem Tone.

Wie ein Donnerschlag trafen diese Worte die bis dahin Glücklichen.

„Drei mal unglücklich der Vater, der seinen Sohn auf solchen Wegen findet!" sagte Leon Serres. „Aber Du konntest nicht dafür. Du wurdest in dies Schandleben hineingestoßen, das Dich so fest umstrickte. Isabelle, her zu mir!"

Isabelle hatte sich schauernd von dem Bruder getrennt. Sie stand allein, zitternd und sichtlich erbleichend. Aber ihre geistige Kraft war größer, als ihre leibliche Schwäche und erhielt sie aufrecht.

Tiefe Stille herrschte in dem Kreise. Die Piraten waren auf diese Scene aufmerksam geworden. Sie verließen ihre Plätze, die einzelnen Gruppen lösten sich auf und bildeten einen Halbkreis, der sich immer dichter schloß. Jan van Gent, der von Allem Kunde hatte, rief unwillkührlich aus:

„Wie soll das enden?"

„Das will ich entscheiden," entgegnete Isabelle,

wie aus einem Traume erwachend, als wären diese Worte an sie gerichtet gewesen. Darauf trat sie zu dem Bruder und sagte:

„Wir haben uns gefunden, um uns für immer zu verlieren. Unsere Liebe war rein und doch wird sie von den Menschen verdammt. Wir könnten, ohne zu erröthen, vor das Angesicht des Allmächtigen treten und doch durchrieselt mich ein Schauer bei dem Gedanken, daß Du mein Bruder bist. William, ich werde Dich nie wiedersehen. Trenne Dich in dieser Stunde von mir, der Schwester, und lasse die Geliebte für immer begraben sein. Willst Du?"

„Ich will, was ich muß!" sagte er mit tonloser Stimme.

„Geh hin, Bruder. Erringe allein das Ziel, welches wir gemeinsam erstreben wollten. Dein früheres Leben wird die göttliche Barmherzigkeit Dir nicht zu strenge anrechnen, denn es war nicht Deine Wahl, und Du wirst es durch ein wohlgefälliges Werk sühnen. Ein in Jammer und Noth versunkenes Volk hat Dich gerufen. Du wirst diesem Rufe folgen; wirst für dasselbe kämpfen, und ihm das verlorne Glück wieder erkämpfen und erhalten. Den Kranz des Sieges werde ich nicht auf Deine Stirn drücken, wie es mein liebster

Traum war, aber mein Gebet soll täglich zum Himmel dringen in der stillen Einsamkeit meiner Zelle."

„Isabelle, mein Kind!" rief Leon Serres erschreckt. „Du wolltest . . .?"

„Ich folge der Stimme, die in meinem Innern laut zu mir spricht, denn sie sagt das Rechte. Wie kann ich nach diesem Tage noch in der Welt leben? Wer, dem ich nicht ganz gleichgültig bin, kann mir die Qualen wünschen, die meiner dort warten? Du fühlst das, Vater."

Leon Serres sprach nichts. Er schloß seine Tochter bewegt in seine Arme und wehrte der Thränen nicht. Isabelle machte sich sanft von ihm los und sagte:

„Du wirst mich nach San Jago de Cuba führen. Dort lebt meine Tante als Aebtissin in dem ehrwürdigen Kloster der Carmeliterinnen. Dort will ich im Gebete für Euch sterben."

„Ich muß wollen!" sagte der Vater. „Und mein Sohn?"

„Meine Aufgabe ist mir gestellt und ich will sie erfüllen," sprach dieser. „Den Namen des braunen Wilm, jetzt ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung, will ich zu Ehren bringen. Darauf verlasse Dich, Isabelle. Dies Gelübde zum ewigen Lebewohl."

Die Geschwister trennten sich. Isabelle sah sich nicht um. Der braune Wilm aber kehrte zurück und trat vor Leon Serres hin:

„Laß es Dich nicht schmerzen, alter Mann, daß in dieser Brust kein Herz für Dich schlägt. Ich habe Deine Vaterliebe nie empfunden, und als sich in meinem Herzen etwas für Dich regte, hast Du mich mit Kränkungen aller Art verletzt. Wir bleiben uns fremd. Aber dies sage ich Dir zum Abschiede: Unwerth meiner Schwester wirst Du mich nicht finden. Lebe wohl."

Der braune Wilm entfernte sich mit seinen Gefährten. Leon Serres sah mit schwimmenden Augen dem Sohne nach und sagte zu Jago, der stumm und verschlossen neben ihm stand:

„Das Alles ist Dein Werk!"

„Es ist das Deine!" entgegnete dieser. „Wer Blut säet, muß Blut ärndten. Wer den Bruder von der schützenden Schwelle in die Wildniß treibt, muß einsam und verlassen enden. Das ist Dein verdientes Loos. Mirja! Weib! Wir kehren zu dem zertrümmerten Grabe zurück und bauen unsere Hütte daneben, die wir nie wieder verlassen wollen."

Jago entfernte sich sammt seinem Weibe.

Leon Serres stand allein. Er preßte die Hände

krampfhaft gegen die Brust und folgte seiner Tochter von ferne.

Nach wenigen Tagen ging ein Schiff mit vollen Segeln aus dem Hafen von Kingston nach San Jago de Cuba ab. Es hatte den Pflanzer und seine schöne Tochter an Bord. Als sie ihren Bestimmungsort erreichten und die Klosterpforte der Carmeliterinnen sich öffnete, nahm Isabelle den letzten Abschied von dem Vater, der gesenkten Hauptes sein Schiff bestieg und auf seiner Pflanzung lebte, allem Verkehr entsagend, ein stiller, einsamer Mann.

Und der braune Wilm?

Er eilte mit seinen Gefährten dem Traum der Zukunft entgegen. Wie sich dieser erfüllte? Es lebt an jenen fernen Küsten das Bruchstück eines verstürmten Liedes, dessen Töne einst tief in meine Seele drangen. Ich will sie suchen, wieder zu erwecken, und sie Euch in einem neuen Liede zusenden.

Aus dem Waisenhause.

Eine Alt-Hamburgische Erzählung.

I.

Der letzte Frühnebel schwebte um die Dächer des alten, fünfgethürmten Hamburgs hin und der blaue Himmel versprach einen heiteren Tag.

Es mußte auch ein heiterer Tag sein, denn es war ein Freudentag in jedem Hause und in jedem Herzen. Die Hamburger feierten das Waisengrün.

Waisengrün!

Das Wort beginnt so wehmüthig-ernst und schließt so lebensfrisch. Hoffnungslos und hoffnungsreich. Ein Pfand der winterlichen Gegenwart für eine blühende Zukunft.

Erst eben war die Betglocke angezogen. Aber schon wurde es auf den Straßen lebendig. Die Kinder sprangen aus den Häusern und eilten mit dem Rufe: „Die Waisenkinder gehen! — Sie kommen! Sie kommen!“ dem Orte zu, wo die Elternlosen Schutz und Schirm gefunden haben. Ein ganzes Jahr lang der Gegenstand

mitleidiger Fürsorge sind sie heute die Bevorzugten und Gefeierten, von den Alten gehätschelt und gesegnet, von den Kleinen, um des bunten Glanzes und Schimmers willen, beneidet.

Die ersten Anfänge eines Waisenhauses finden sich an einer Stelle, die jetzt schon lange andern Zwecken dient. An dem Ende des Rödingsmarktes, am abschüssigen Elbufer stand eine dem frommen Seemann geweihte Kapelle: „Maria to'm Shor,"*) welche die Barmherzigkeit ehrbarer Bürgerschaft zu einem Zufluchtsort für arme Waisen umgeschaffen. Hier gedieh Jahrelang die ausgestreute Saat und trug tausendfältige Früchte, bis dies Werk der Liebe nach dem Hause in der Admiralitätsstraße verlegt, zu einer größeren Bedeutung emporstieg.

Noch ist die Pforte, welche in das Innere führt, geschlossen. Nur manchmal, wenn einer der Herren Vorsteher naht, öffnet sich die kleine Seitenthür. Denselben Weg beschreitet auch der würdige Pastor primarius

*) Shor, Schor, oder allmählig in der Volkssprache Schar. Ein abschüssiges, gegen das Wasser durch Verschalung oder Mauerwerk eingefriedigtes Ufer. Darnach sind auch die in jener Gegend liegenden Straßen mit ähnlichen Namen, als Scharthor, Scharsteinweg rc. zu erklären.

von Sanct Nicolai, der im vollen Ornate erscheint, um vor dem Ausgange der Kindlein ein einfältig Gebet zu sprechen und Hüte und Mützen fliegen von den Köpfen der draußen Harrenden, die dem Hochwürdigen voll stummer Ehrfurcht nachsehen.

Pferdegetrappel!

Ein Piket von vier Dragonern in rothen Colletten und im glänzenden Waffenschmuck reitet langsam heran und stellt sich in einiger Entfernung zu beiden Seiten der Eingangspforte auf. Abgemessene Schritte schallen von der entgegen gesetzten Seite her. Eine Abtheilung Stadtsoldaten, mit dem Dreimaster in der Quere, in feuerrothen Röcken und weißen Unterkleidern rückt heran und stellt sich, genau in zwei Hälften getheilt, neben den Dragonern auf.

Drinnen im Hofe ertönt das Glöcklein. Plötzlich wird es still. Die Kinder, die noch eben schwatzten und lärmten, horchen auf und falten unwillkührlich die Hände. Ein altes Mütterchen trocknet sich die Augen und ein kümmerlicher Greis, der von Kindesbeinen an eine verlassene Waise war, zieht andächtig betend den Hut.

Ein feierlicher Choral erschallt. Die Waisenkinder, welche im Hofe versammelt sind, beginnen ihr Morgenlied

und die Leute, die sich in der Straße versammelt haben, singen mit. Es ist das erste unentweihte Opfer des jungen Tages, dargebracht dem Herrn der Heerschaaren.

Der Gesang verhallt und die Pforten öffnen sich weit, um sich für die Dauer des Tages nicht wieder zu schließen.

Der Oekonom des Hauses, dem vorzugsweise das leibliche Wohl der Pfleglinge anvertraut ist, erscheint mit seiner Frau. Waisenvater und Waisenmutter nennt sie das Volk. Vollwichtige Ehrennamen, wie keine zweiten, wenn sie verdient sind. Sie geben ihren Kindern das Geleite bis zur Schwelle, um sie daselbst bei'm hereinbrechenden Abend wieder zu empfangen.

Zwei von den Dragonern reiten langsam die Straße entlang, um dem „Zuge der Kleinen" die Wege offen zu halten.

Er beginnt.

Voran schreitet ein Knabe, der vor Allen der Auserwählte ist. Nicht durch Rang oder Geburt, die in einem Waisenhause nicht gekannt sind, sondern durch Ordnung und Fleiß ward er an diesen Platz gestellt. Er trägt ein schwarzes Ehrenkleid, hat Puder auf dem Kopf und den Hut unter dem Arm. In der Rechten

hält er das Zeichen seiner Würde, den Stock, und alles Volk nennt ihn den Capitain. Seine beiden, festlich gekleideten Begleiter, die Capitainsdiener, gehen ihm zur Seite.

Nun folgen die übrigen Kinder des Hauses; erst die Knaben, dann die Mädchen, je zwei und zwei; die Kleinsten voran, die Größeren hinterdrein. Alle sind gleichförmig gekleidet; sie blicken halb scheu, halb stolz um sich, hoffend und erwartend, was dieser lange Tag voll Ehre und Sonnenschein ihnen bringen wird.

Einzeln, wie der Zug sich fortbewegt, schließen sich demselben in gemessenen Zwischenräumen die Stadtsoldaten an und die beiden letzten Dragoner machen den Schluß. Der Waisenvater und die Waisenmutter gehen in das Haus zurück. Die Kinder beginnen im Weiterschreiten, unter Leitung des Singemeisters, ein neues Lied. Der Capitain und seine Begleiter empfangen mit ernstem Kopfnicken die Gaben, die man ihnen in den Hut wirft. Die Büchsenknaben rasseln rechts und links mit den Büchsen, die sie zu Thür und Fenster emporhalten:

„Belevt de Herr de armen Weesen to bedenken?“ und nachdem sie ihren Theil empfangen haben, strecken sie die Linke aus und setzen, treuherzig bittend, hinzu:

„Un ook een in de Hand to schenken?" worauf sie mit einem:

„Gott's Lohn vör de armen Weesen!" einem anderen Hause zueilen.

Ein ernster Mann, in einem Mantel gehüllt, hat den Zug an sich vorübergehen lassen. Eine Thräne fließt die Wange herab. Er zieht den Hut und spricht leise vor sich hin: „Gott segne Hamburg um dieser blauen Garde willen!" Dann reicht er einem der Vorsteher seine gefüllte Börse und verliert sich unter der Menge.

„Wißt Ihr, Nachbar, Wer der Herr im Mantel gewesen ist?" fragt der überraschte Vorsteher einen Bürger, der, vor seiner Thür stehend, die letzten Büchsenknaben abfertigt.

„Wohl weiß ich es!" entgegnete Jener. „Es war Seine fürstliche Gnaden, der Prinz von Oldenburg, der sich seit einigen Tagen hier aufhält. Ein gar lieber und frommer Herr."

II.

„Sachte, Vater! Sachte!“ ermahnte eine ältliche Frau, ihrem Manne nachtrippelnd, der um mehrere Schritte voran war.

„Ja, Mutterchen, ja!“ sagte dieser und wandte sich um. „Wir Forstleute haben es immer eilig, denn das Wild ist ein flüchtig Ding.“

„Nun,“ lächelte die Frau und hing sich an seinen Arm. „Hier ist doch kein Jagdrevier, sollte ich meinen, Alter.“

„Hast Recht, Frau! Bleibe schon bei Dir. War mir auch nur darum zu thun, recht rasch bis an diese Ecke zu kommen. Die Kinderchens gehen dort zum Thor hinaus in's Freie und kriegen ihr Eingebrocktes; Milch und Brod.“

„Halte mich fest, Vater. Möchte sie auch noch ein Mal sehen. Muß in so späten Jahren nach Ham-

burg kommen, um so etwas zu erleben. Es ist doch gar zu lieb."

„Schau! Nun gefällt es ihr! Und erst wollte sie gar nicht mit mir."

„Hast selbst lange gezögert mit der Reise hierher. Wir sind in unserm Walde alt und grau geworden."

„Alt und vergessen," sagte der Förster im Weiterschreiten. „Und es wird für einen von uns noch einsamer werden."

„Davon sprich nur nicht, Vater."

„Warum nicht? Bist ja ein christliches Weib. Wir sind wohl recht viele Jahre glücklich beisammen gewesen; aber das Beste fehlte doch. Tausend Bäume habe ich gepflanzt; die Schonungen sind mit jungem Nachwuchs bedeckt und er gedeiht, daß es eine Lust ist. Aber das Rechte fehlt doch."

„Ich weiß, was Du meinst," sagte die Försterin traurig.

„Wenn der Himmel uns einen Sohn oder eine Tochter geschenkt hätte! Es wäre doch ein junges Leben unter uns."

„Sprich nicht weiter!" sagte sie rasch. Es schien, als ob sie verdrießlich sei; aber das Herz trat ihr in die Augen.

„Es ist schon gut. Habe vorhin einen Gedanken gefaßt. Aber da klingelt und singt es schon wieder. Laß uns herzhaft zuschreiten.“

Das ältliche Paar erreichte die Ecke und schloß sich dem Zuge an, der durch das Thor hinaus in's Freie drängte. Es ging allmählich langsamer mit den Kindern. Die Sonne schien warm. Große und Kleine sehnten sich nach einer kurzen Rast.

Sie fand sich in nächster Nähe. Eine schattenreiche grüne Wiese. Unter den Bäumen standen lange Tische mit Erfrischungen bereit. Jubelnd traten die Kinder heran und empfingen die ihnen zugedachten Spenden. Vergessen war alle Müdigkeit. Sie aßen und tranken, sie tanzten und lachten.

Theilnehmend standen die Zuschauer im Kreise umher. Mitten unter ihnen der Förster. Er hielt seine Frau bei der Hand und sagte:

„Schaust ja so wehmüthig darein. Das schickt sich schlecht zu einem so heitern Tage. Ich muß Dich nur auf andere Gedanken bringen und Dir erzählen, was mir vorhin durch den Sinn fuhr. Gestern ist uns die Erbschaft vom Oheim selig, um deretwillen wir die Reise hierher machten, ausgezahlt worden. Hat mich wenig gefreut, das liebe Gut, um welches sich Andere

oft zerreißen. Ich selbst brauche es nicht und habe auch Niemand, auf den ich es vererben kann. Wenn nun aber ....“

„Was denn, Vater? Sprich es nur aus.“

„Ich glaube, Du weißt schon, was ich meine?“

„Bist wohl recht schwer zu errathen, daß ich Dich nach dreißig Jahren noch nicht kennen sollte.“

„Liebe Kinder stehen da vor uns. Hätte wohl Lust, mir unter den Knaben Einen auszuwählen, und zu ihm zu sprechen: Höre Du! Folge mir in mein Haus! Sei folgsam und treu, so will ich Dich als meinen Sohn halten und Du sollst mir einst die Augen zudrücken. Das möchte ich sagen, Frau.“

„So sage es, Vater. Ich habe nie Nein gesprochen, wenn Du etwas Rechtes gewollt hast. Thue in Gottes Namen nach Deinem Herzen.“

„Bist ein gutes Weib. Aber welchen aus der Menge? Die Wahl ist ein schweres Werk.“

Die Kinder waren gespeist und tummelten sich jetzt in den buntesten Gruppen durcheinander. Die Büchsenknaben hatten ihre Büchsen zusammen gestellt, wie es die Soldaten mit ihren Gewehren zu thun pflegen und ihrer Etliche hatten ihre Kränze wie eine Krone darüber hingebaut, daß es gar ergötzlich anzuschauen war.

Nur einer von ihnen stand abgesondert und sah fast finster auf das lustige Treiben. Eine helle Gluth blitzte aus seinen Augen und die Arme hielt er in einander verschränkt, als brüte er über einen absonderlichen Gedanken.

Der Förster hatte den Knaben bemerkt und ging zu ihm hin:

„Wie ist das, Söhnchen? Alle Deine Gespielen sind heiter und Du stehst hier so ernst und finster, wie bei mir daheim der gestrenge Herr Amtsvoigt, wenn er zum Gerichte geht.“

„Darum bin ich schon oft gescholten,“ sagte der Knabe. „Aber ich kann es doch nicht ändern. Mir ist etwas im Gemüth, das ich nicht verstehe. Ich fühle mich krank, und weiß auch wohl, was mir fehlt. Alle Tage zwischen den vier Wänden, alle Tage dasselbe, so lange ich denken kann. Und es wird auch wohl nie anders werden.“

„Wer weiß das voraus, Kind. Man muß nur den Muth nicht vor der Zeit verlieren. Freilich hast Du nicht Vater, nicht Mutter; aber alle Leute, die da herumstehen, meinen es gut mit Dir.“

„Was hilft mir das?“ entgegnete der Knabe, ihn unterbrechend. „Habe wohl Ursache, mich zu kümmern.

Seht nur meinen Kranz. Alle Knaben haben rothe Bänder daran; ich weiße, denn ich bin die letzte Büchse."

„Die letzte Büchse? Was heißt das?"

„Das heißt, ich bin in diesem Jahre zum letzten Male dabei. Dann werde ich eingesegnet und muß in die Lehre gehen. Da sitze ich dann wieder zwischen den vier Wänden, Jahr aus, Jahr ein, wie im Waisenhause."

„Wenn Du nun aber nicht zwischen den vier Wänden zu sitzen brauchtest?"

„Wie soll ich das anstellen?"

„Wenn sich für Dich eine Handthierung fände, welche Dich zwar nöthigte, tüchtig zu arbeiten, — denn ohne Arbeit giebt es kein Leben, — aber wenn Du täglich hinaus kämst in's Freie? In den Wald?"

„Wald!" rief der Knabe. „Da giebt es Bäume. Einer noch größer und schöner, als der andere. Wilde Thiere leben darin und die Vögel singen Tag und Nacht."

„Und die Menschen auch, wenn sie brav sind und ihre Schuldigkeit thun!" sagte der Förster.

„Ach, wie schön muß das sein. Ich habe nie einen Wald gesehen. Wohnt Ihr in einem solchen Walde, lieber Herr?"

„Von Kindesbeinen an. War eines Försters Sohn und bin jetzt selbst einer.“

„Was ist eigentlich ein Förster, Herr?“

„Ein Mann, der das Wild schützt und die Bäume pflegt, wenn sie krank sind. Er bezeichnet die Stämme, die reif sind zum Fällen, damit die Menschen sich ihre Häuser davon bauen können, und Schiffe, womit sie die ganze Welt umfahren. Auf der leergewordenen Stelle aber pflanze ich einen neuen Baum und trage Sorge dafür, daß er gedeihe und groß werde.“

„Das möchte ich auch können!“ sagte der Waisenknabe und schaute sehnsüchtig nach dem Ende der Wiese, wo eine Reihe blühender Lindenbäume in die blaue Luft hineinragte.

Die Försterin hatte den Knaben genau betrachtet. Das Feuer seiner Augen that ihr weh. Sie fühlte sich in seiner Nähe gedrückt. Darum zupfte sie ihren Eheherrn am Aermel und flüsterte:

„Vater, Du willst doch nicht...?“

Reinhold, der eine große Vorliebe für den Knaben gefaßt hatte und an dem kecken Auftreten desselben Gefallen fand, beachtete den Wink seiner Frau nicht und sagte eben so leise:

„Ist ein tüchtiger Bursch und ich will es mit ihm wagen."

Die Frau schwieg, denn sie war es von jeher gewohnt, sich dem Willen ihres Mannes zu fügen und dieser hatte sich längst wieder dem Knaben zugewandt:

„Also der Wald gefällt Dir? Wenn ich nun zu Dir sagte: Ich will Dich zum Lehrling annehmen. Du sollst unter meinem Dache wohnen und Alles lernen, was ein tüchtiger Jägersmann zu wissen braucht, um sein Fortkommen zu finden?"

„Ach! Wenn Ihr das wolltet!"

„Ich will es, wenn Du mir versprichst, stets folgsam zu sein, Dich treu und fleißig zur Arbeit zu halten und meine Frau hoch zu ehren."

„Alles verspreche ich Euch, was nur ein armer Waisenknabe versprechen kann. Liebe Frau Försterin, ich will stets willig und gehorsam sein."

„Das gebe Gott!" sprach diese.

„Gewiß und wahrhaftig. Ihr sollt nichts von mir verlangen, was ich nicht gern thue. Nehmt mich nur gleich mit Euch."

„Geduld, Söhnchen!" lachte der Förster. „So schnell geht das nicht. Da haben erst noch andere Leute ein

Wort darein zu reden und um diese andern Leute wollen wir uns jetzt bekümmern."

Einer der Vorsteher des Waisenhauses, der verwundert die lange Unterredung des Försters mit dem Büchsenknaben bemerkt hatte, trat herzu. Der Knabe ergriff seine Hand und sagte:

„Laßt mich mit dem Manne gehen, Herr. Er will mich mit sich nehmen in den schönen, grünen Wald und ich soll darin ein stattlicher Jägersmann werden."

Förster Reinhold stimmte lächelnd bei und bat den Herrn Vorsteher um eine Unterredung. Beide Männer besprachen sich lebhaft. Die Försterin bezwang ihre anfängliche Abneigung, und machte sich Einiges mit dem Knaben zu schaffen, dessen drollige Antworten ihr gefielen. Endlich sagte der Vorsteher:

„Man giebt das Zeichen zum Aufbruch. Beehrt mich Morgen in meiner Behausung, dort wollen wir mitsammen das Weitere besprechen. Lohne es Euch Gott, was Ihr an einem unserer Pfleglinge thun wollt. Möge es Euch zur Freude und ihm zum Segen gereichen."

„Das gebe Gott!" sagte die Försterin, etwas hoffnungsreicher als vorhin und Vater Reinhold setzte hinzu:

„Amen!“

Der Zug wandte sich nach der Stadt zurück. Feierlich erscholl der Gesang der Kleinen:

„Die Sonne senkt sich nieder,
Die stille Nacht kommt wieder,
Und mit ihr Schlaf und Ruh.
Sie schenkt uns neue Kräfte,
Beschließt des Tags Geschäfte
Und drückt die müden Augen zu.“

Der Gesang verhallte mehr und mehr. Das Volk verlief sich nach allen Seiten. Es hatte genug von dem Waisenjubel.

Vater Reinhold gab seiner Frau die Hand: „Nun ist's gethan und wir können nicht wieder zurück. Wunderlich. Es ist mir, als ginge mir plötzlich ein glühender Stich durch das Herz.“

Die Försterin hatte etwas Aehnliches empfunden. Als sie aber die trübe Wolke sah, die ihres Mannes Stirn umdüsterte, hatte sie keinen andern Wunsch, als diese schnell zu verscheuchen und sagte:

„O nicht doch. Höre nur, wie die Kinderchen aus der Ferne so tröstlich zu uns herüber singen. Ich kenne die Worte gar wohl.“

„Drum schwinde alles Grauen
Dir will ich kindlich trauen,
Denn Du behütest mich.“

„Hast Recht. Laß uns nach Hause gehen. Will als ein frommer Jägersmann auf diese bösen Grillen Jagd machen und nicht eher ermüden, bis ich sie aus meinem Revier verscheucht habe. Es wird schon recht still auf den Straßen und unsere Wirthin mag uns für rechte Schwärmer halten, weil wir so spät heimkommen. Nun, da ist ja unsere Herberge. Komm herein, Mutter. Wir haben hoffentlich ein gutes Werk gethan und der Himmel wird uns eine geruhsame Nacht schenken.“

III.

Frisch sauste der Wind durch den herbstlichen Wald. In der Wohnstube der Försterei knisterte das Feuer behaglich im Ofen. Die Wanduhr pickte langsam, im abgemessenen Tackt und des Försters alter Hund lag auf der Diehle ausgestreckt und sah traurig und unverwandt nach dem leeren Sorgenstuhl. Die Försterin, in tiefer Trauer, stocherte die Lampe auf und sagte zu einem ältlichen Manne, der ihr gegenüber saß:

„Seht nur den Nimrod. Er wendet kein Auge von dem Stuhl, worauf mein seliger Herr allabendlich gesessen. Das Thier erbarmt mich ordentlich. Armer Nimrod. Er kommt nicht zurück."

Der Hund erhob sich langsam, legte seinen Kopf auf den Schooß der Herrin und sah sie mit seinen klugen Augen an.

„Er ist dahin," sagte die Frau wehmüthig und

liebkoste den Hund. „Vater Reinhold ist todt. Du mußt jetzt mit dem Robert auf die Jagd gehen."

Nimrod zog den Kopf zurück und schlich mit leisem Knurren nach seiner früheren Lagerstatt. Die Försterin seufzte.

„Seltsam!" sagte der Mann. „Wenn von dem Robert die Rede ist, knurrt er. So war es vorhin, so ist es jetzt wieder. Weiß nicht, was ich davon denken soll."

„Mein seliger Herr sagte stets, dem Nimrod fehle nichts als die Sprache. Denke Er sich, Schulmeister, als wir von unserer Reise nach Hamburg den Robert mitbrachten, fuhr der Hund dem Knaben zu Kopf, sowie er seiner ansichtig ward, und mein Alter hatte genug zu thun, ein Unglück zu verhüten. Und noch lange nachher bellte er jedes Mal laut, wenn der Robert ihm nahe kam. Zutrauen hat das Thier nie zu ihm gehabt und er durfte ihm nicht an den Leib kommen, weder im Guten, noch im Bösen. Ich weiß auch, daß es den Burschen schwer ärgert. Es ist freilich nur eine geringe Vergeltung für allen Kummer, den er dem alten Mann verursachte."

„Freilich! Freilich!" sagte der Schulmeister bei-

stimmend. „Der Robert war ein Nagel zu meines Freundes Reinhold Sarg.“

„Gott hat meinen lieben Herrn abberufen und er ist seiner Leiden quitt. Hatte sich soviel von dem Knaben versprochen. Alles geschah für ihn. Er sollte ihm ein lieber Sohn sein und seiner Zeit eine schmucke Schwiegertochter in's Haus bringen. Es hat nicht sein sollen. Der Robert ist zwar ein tüchtiger Jäger geworden; man kann es nicht anders sagen. Aber sonst war uns Alles an ihm nicht recht. Nirgends hatte er Ruhe und wollte immer oben hinaus. Als unser gnädigster Herr Herzog während einer großen Jagd unter den Bäumen vor unserm Hause einstmals kurze Rast hielt, stellte sich der Bube ihm in den Weg, als sei er hier Eins und Alles. Weil aber der gnädigste Herr auf all sein Beginnen nicht achtete, lief er voll Bosheit in den dichtesten Wald und kam drei lange Tage nicht heim. Als er endlich verdrießlich angeschlendert kam, rief ihm mein seliger Herr, der seinen Aerger nicht unterdrücken konnte, entgegen: „Nun, Robert, bist Du Hofjägermeister bei Seiner Herzoglichen Gnaden geworden und hast das Patent in der Tasche?“ Da hätte Er sehen sollen, Schulmeister, wie der Bube braunroth vor Zorn wurde und lautschreiend, mit geballter Faust dem alten Manne

drohte. Gott verzeihe mir die Sünde. Aber ich glaube, wenn ich nicht dazwischen gesprungen wäre, es hätte ein Unglück gegeben. Von der Stunde an konnte der Vater den Buben nicht mehr leiden und er durfte ihm nicht nahe kommen. Der Robert schaute wohl manchmal nach dem Alten hinüber und schien darauf zu warten, daß er gerufen würde. Aber es ist nicht geschehen."

„Der Tod versöhnt sonst Alles."

„Es hat nicht sein sollen," sagte die Försterin. „Der Robert wurde mit einem Auftrage nach dem Forstamte in Eutin geschickt und kehrte erst am dritten Tage heim. Während der Zeit bekam mein seliger Herr den bösen Stickhusten und als Robert erschien, war er bereits verschieden."

Nimrod schlug an. Die Thür ward bald nachher aufgerissen und ein junger Mann in Jägertracht trat ein:

„Guten Abend beisammen. — Halt's Maul, Bestie! Knurrst mich schon wieder an? Ich will es Dir noch abgewöhnen."

„Warum schießest Du ihn nicht nieder?" fragte die Försterin kalt. „Dann knurrt er Dich gewiß nicht wieder an."

„Es ist ein schlechtes Vieh; faul und heimtückisch. Wo kommt Er denn her, Schulmeister?“

„Der Gevatter hat mir Trost zugesprochen wegen des großen Unglücks, das ich zu tragen habe,“ sagte die Mutter.

„Warum nur Ihr? Warum sprecht Ihr von Euch allein? Habe ich den Vater nicht auch verloren?“

„Bis heute hat es nicht den Anschein, als ob Du Dich deshalb sonderlich härmtest.“

„Weil ich nicht heule und schreie, wie Manche, die mit derlei Liebedienerei einen Stein mehr bei Euch im Brette haben wollen. Ich verschließe mein Leid in mir und raufe mir die Haare nicht aus. Das ist so meine Art.“

Er ging nach der Wand, wo die Gewehre hingen und langte eines derselben herab.

„Du willst noch fort?“

„Ja! — Habt Ihr nach der Schrift gesucht, um welche ich Euch gebeten habe? Das Forstamt verlangt sie.“

„Ich hatte noch nicht den Muth, des alten Mannes Papiere zu durchwühlen. Es kann ja einige Tage damit anstehen.“

„Das geht nicht. Will Euch der Mühe überheben.“

Er trat an das alte Schreibpult und öffnete eine Schublade nach der andern, ohne das Gesuchte zu finden. Immer ungeduldiger warf er Alles unter- und übereinander, riß endlich die Thür eines Schrankes, der im Hintergrunde des Pultes angebracht war, auf, und fuhr mit der Hand hinein:

„Was ist das?“

Er hielt einen Kranz von Papierblumen, Gold- und Silberzindel, von welchem zwei lange vergilbte Bänder herabhingen, in der Hand.

„Dein Waisenkranz,“ sagte die Mutter mit bitterm Lächeln. „Mein seliger Herr hat ihn aufgehoben, zum Andenken, wie Du in's Haus gekommen bist.“

Robert wechselte die Farbe. Er schob schweigend den Kranz bei Seite und ließ von dem Suchen der Schrift ab. Dann griff er zum Gewehr:

„Wenn es Ihm allein im Walde graut, kann Er mit mir gehen, Schulmeister. Ich will hinüber nach Neudorf.“

„Was da?“ fragte der Alte.

„Zur Kirmes. Das wird mir gut thun.“

„Herr des Lebens!“ schrie die Försterin auf. Noch

nicht drei Tage sind vorüber, seit sie den alten Mann beerdigten und er denkt schon wieder an Musik und Tanz!“

„So will ich nicht zur Neudorfer Schenke,“ sagte Robert düster.“ Aber hinaus muß ich in den Wald. Hier in der engen Stube thut es nicht gut mit mir. Gute Nacht, Mutter! Gute Nacht, Schulmeister.“

Er stürmte fort. Die Försterin sah ihm kopfschüttelnd nach und sagte betrübt:

„So treibt er es alle Tage. Heute wie morgen. Kann das ein gutes Ende nehmen?“

„Ich will aufbrechen,“ sagte der Schulmeister, der keine Antwort zu geben wußte. „Gott erhalte Sie gesund, Frau. Es wird schon recht dunkel draußen unter den Bäumen.“

„Er soll einen tüchtigen Geleitsmann haben. Fürchte Er sich nicht. Nimrod! Hier, mein Hündchen. Geh' mit dem alten Freunde Deines Herrn und bringe ihn sicher durch den Wald. Hast Du mich verstanden, Nimrod?“

Nimrod schlug an, indem er sich reckte und dann nach der Thür eilte.

„Steckt etwas absonderliches in derlei Thieren, welches man Instinkt zu nennen beliebt und welches oft

mehr bedeuten will, als manches Menschenkindes Verstand. Welches übrigens Niemandem zu nahe gesagt sein soll. Gott bezahl's, Frau Försterin."

Der Schulmeister ging hinaus und Nimrod sprang laut bellend davon.

IV.

Robert stürmte durch den Wald. Das herbstliche Laub rauschte unter seinen Füßen. Durch die tief herabhängenden Wolken drang nur selten ein matter Mondesstrahl.

Ein reißender Bach schäumte durch den Wald. An seinem Ufer, das jählings abwärts führte, hemmte Robert unwillkührlich seine Schritte.

„Was wird's mit mir?“ sprach er vor sich hin. „Unerträglich ist es überall, wohin ich den Fuß setze. Ich möchte weit, weit von hier und weiß doch nicht, wohin.“

Er hatte sich auf einen am Ufer liegenden Steinblock hingeworfen und fuhr mit der Hand durch die Locken:

„Mußte auch gerade jetzt der Kranz in meine Hand gerathen. Es war mir, als ob ich ein Stück glühendes Eisen angegriffen hätte. Damals, als ich ihn zuletzt

trug und es so düster in mir war, wie heute, kam der freundliche alte Mann und zeigte mir in der Ferne den grünen Wald und den goldenen Sonnenschein darüber hin, daß ich glaubte, ich käme geradewegs in den Himmel. Und was ist es nun mit mir? Dort eingesperrt zwischen den Mauern, hier gefangen in einem Wald. Rechts und links in das zunächst liegende Dorf und wenn es hoch kommt, ein Mal zur Stadt auf das Forstamt, wo ich vor jedem dummen Jungen, der hinter dem Schreibtische hockt, die Mütze ziehen und warten muß, bis es ihm gefällig ist, mich abzufertigen. Das halte ich nicht länger aus."

Er sann einen Augenblick nach:

„Die Mutter ist mir nie besonders hold gewesen. Dem Vater machte ich selten etwas recht. Wenn ich nicht buchstäblich den Weg ging, den er mir vorzeichnete, oder auch einmal den Kopf für mich haben wollte, sah er mich groß an und warf mir meinen Undank vor. Im Anfange war es wohl anders. Da wurde ich geliebkost von aller Welt. Jedermann bejammerte den armen Waisenknaben. Jedes alte Weib wollte mir Mutter, jeder Querkopf Vater sein. Ich hätte hundert Eltern haben können. Der Schulmeister konnte nicht genug von meinem offenen Kopf sprechen und der

Pfarrer kreuzte und segnete sich, wenn ich seine Predigten nachplapperte. Aber die Herrentage dauerten nicht lange. Nach dem Tage folgte die Nacht; auf die Stille der Sturm. Erst schoben sie mich und ich ging aus Freude und Dankbarkeit, weil es ihnen gefiel. Als ich aber selbst Gefallen daran fand und weiter wollte, schoben sie mir einen Schlagbaum vor und sagten: Bis hierher und nicht weiter. Ich lachte, legte die flache Hand auf den Baum und war mit einem Sprunge hinüber. Nun schrien sie Ach und Weh. Mein Pflegevater schalt mich einen undankbaren Buben von dem er seine Hand abziehen wollte. Die Alte heulte und schrie, daß sie einen solchen Kobold in's Haus bekommen hätte, der vom Teufel besessen sei. Der Pfarrer wies mir die Thür, der Schulmeister ging mir aus dem Wege und alles Narrenvolk zeigte hinter meinem Rücken mit Fingern auf mich. Und wie der alte Mann gestorben ist, schreien sie mich an wie Besessene, und rufen mir zu, daß mein Undank ihn zu früh unter die Erde gebracht hat."

Robert schüttelte sich.

„Es ist schändlich, mir etwas zur Last zu legen, was ich nimmer gethan. Kann ich dafür, daß es endlos in mir tobt und ich des Sturmes nicht Herr werden kann? Warum haben sie mir das volle, frische Leben

gezeigt und mich die reiche schimmernde Welt betreten lassen, wenn sie bei dem ersten Schritte, den ich über die Schwelle hinaus wagte, mich bei den Haaren zurück rissen und mir die Thür vor der Nase zuschlugen? Ich bin kein Verbrecher, kein Bösewicht. Aber ich habe Blut in den Adern und ein laut schagendes Herz, das mir die Brust zu zersprengen droht, wenn ich ihm nicht Raum gebe, dahin zu gelangen, wohin die Sehnsucht unaufhaltsam treibt. Wäre ich doch nur aus den dumpfen Mauern des Waisenhauses in die noch dumpferen einer Werkstatt gekommen; dann hätte ich es nicht anders gewußt und wäre langsam gestorben und verdorben."

Er saß still vor sich hinbrütend, bis er, durch ein lautes Geräusch aufgeschreckt wurde. Jenseit des Baches zog sich ein wenig benutzter Fahrweg quer durch den Wald. Ein Reisewagen schleppte sich darauf mühsam weiter. Der Fuhrmann war von der eigentlichen Landstraße abgekommen. Der Herr im Wagen, — in dessen Fond man noch eine Frauengestalt erblickte — gebot zu halten und gerieth mit dem Fuhrmann in einen Wortwechsel. Plötzlich flog ein schrillendes Pfeiffen durch das Gebüsch. Drei Kerle sprangen aus demselben hervor. Einer fiel den Pferden in die Zügel; der Zweite riß den Fuhrmann von dem Bock herunter; der Dritte

trat an den Schlag und wollte die Herrschaft zum Aussteigen zwingen.

Die Dame im Wagen schrie laut auf.

Ein Mondstrahl beleuchtete die Scene. Robert übersah Alles, watete durch den Bach, klomm das Ufer hinan, legte die Büchse an und schoß. Der Kerl, der gerade den Fuhrmann bewältigt hatte, taumelte mit einem lauten Fluche rückwärts zu Boden.

„Hierher! Hierher!“ rief Robert mit lauter Stimme. „Hektor! Harras! Packan! Hollah ho!“

Der Fuhrmann hatte sich aufgerafft und lief zu den Pferden, die der andere Räuber kaum zu bändigen vermochte. Unterdessen war Robert zum Wagen geeilt und griff den dritten Räuber an. Als dieser merkte, daß er dem Jägersmann nicht zu widerstehen vermochte, ersah er seinen Vortheil und sprang in's Gebüsch. Auch der Fuhrmann hatte seinen Gegener verjagt und versuchte scheltend, das in Unordnung gerathene Geschirr wieder in Gang zu bringen.

Bei der Dunkelheit vermochte Robert die Personen, welche im Wagen saßen, nicht zu erkennen. Der alte Herr sagte in einer durch die Umstände erregten Stimmung:

„Wir sind dem unbekannten Retter zu tausend Dank

verpflichtet. Aber statt unsere Schuld abzutragen, müssen wir diese noch mehren. Wir sind verirrt und kennen nicht Weg noch Steg. Könnt Ihr uns vielleicht auf die rechte Straße bringen, die nach Lübeck führt?"

„Das kann ich!" sagte Robert schnell. „Hollah, Fuhrmann, auf den Bock. Ich setze mich neben Euch und innerhalb einer Stunde bringe ich Euch wohlbehalten nach Neudorf."

„Und der Verwundete?" fragte der Fremde.

„Laßt ihn nur liegen und Buße thun. Im Dorfe zeige ich es dem Bauernvoigt an, der mag mit ihm beginnen, was ihm gut dünkt. Wir dürfen uns nicht bei ihm aufhalten, denn das Gesindel könnte mit Verstärkung zurückkommen. Habt keine Furcht, Herrschaften; ich bringe uns schon glücklich von dannen."

Der Wagen rollte langsam fort.

In der Schenke zu Neudorf ging es lustig her mit Trinken und Tanzen. Auf einmal erklang Roberts kräftige Stimme, der nach dem Wirth verlangte.

„Hilf Gott, da ist der Unband doch!" rief der Schulmeister, den der Nimrod glücklich durch den Wald geleitet hatte und der hier einen Augenblick verschnaufte, ehe er vollends heimging. Trägt noch den Trauerflor an der Mütze und geht zu Tanz und Zechgelage. Man

möchte Zeter rufen. Ei Gevatter Brönner! Ihr macht ja ein schlimmes Gesicht. Was giebt es denn draußen?"

„Was soll's geben?" sagte dieser. „In dem großen Forst ist ein Unglück geschehen. Eine vornehme fremde Herrschaft ist von Räubern angefallen und des seligen Försters gottloser Robert ist auch dabei gewesen."

„Ach, die arme Mutter!" rief der Schulmeister erschreckt aus.

„Das mögt Ihr wohl noch ein Mal sagen!" entgegnete der Gevatter. „Wenn es nicht eine katholische Sünde wäre, möchte man sich bekreuzen. Der alte Reinhold hätte auch etwas Besseres thun können, als uns einen Burschen in's Land bringen, der es glücklich bis zum Wegelagerer gebracht hat. Ich glaube, sie bringen ihn geschlossen auf das Amt. Da mag ich nicht hinsehen. Lieber gehe ich durch die Hinterthür in's Freie."

„Ich gehe mit Euch!" sagte der Schulmeister zitternd. „Was ist das für eine Welt."

Während dessen hatte sich die Reisegesellschaft in der sogenannten besten Döns der Schenke wohl geborgen. Der alte Herr sowohl, als die Dame, die in dem Wagen gesessen, waren mit dem bloßen Schrecken davon

gekommen. Aber die Letztere fühlte sich so angegriffen, daß sie nicht weiter reisen konnte.

„Wir bleiben hier, bis Du Dich genugsam erholt hast, mein Kind. Dann finden wir auch bessere Gelegenheit, unserm Retter zu danken, als dies jetzt in der Eile geschehen könnte. Ich hoffe, Euch Morgen früh hier zu finden, junger Mann und bin gewiß, daß wir als recht gute Freunde scheiden. Vorerst noch meinen besten Dank für Euere Hülfe zur rechten Zeit."

„Auch meinen Dank wollet nicht verschmähen, sagte die Dame, indem sie sich erhob und den Schleier zurückwarf. „Mein eigenes Leben schlage ich geringe an, aber daß Ihr das meines Vaters erhieltet, dafür bin ich Euch lebenslänglich verpflichtet."

Sie reichte ihm die Hand. Robert sah sie mit seinen großen, dunklen Augen an. Die jugendliche Schönheit der Dame blendete ihn. Er schlug den Blick zu Boden und sagte kaum hörbar:

„Für Euch wäre ich gerne in den Tod gegangen, schöne Herrin."

Die Dame stand, in Gedanken versunken, vor ihm. Der alte Herr betrachtete Beide einen Augenblick flüchtig und fragte darauf den jungen Mann mit lauter Stimme:

„Wie heißt Ihr?“

„Robert!“ entgegnete dieser, fast erschreckt auffahrend. „Robert Reinhold, der Pflegesohn des kürzlich verstorbenen Neudorfer Försters.“

Als er bei diesen letzten Worten seine Ruhe wieder gewann, bemerkte er, daß die Dame sich durch die gegenüberliegende Thür entfernte.

„Wohl denn, Herr Robert Reinhold; auf Morgen,“ sagte der alte Herr und winkte ihm mit der Hand zum Abschied.

Robert entfernte sich und ging, ohne auch nur einen Blick in die ganz gefüllte Schenkstube zu thun, in den Forst zurück.

V.

Es war noch früh am Tage. Die Försterin, welche aus Furcht und Zorn über das Ausbleiben ihres Pflegesohns kein Auge geschlossen hatte, ging in der Stube auf und ab. Ihr vergrämtes Gesicht war bleich und in den matten Augen schimmerte eine Thräne.

„Ich danke Gott, lieber Vater, daß Du heimgegangen bist und den ruchlosen Lebenswandel Deines Pfleglings, den Du wie Deinen Sohn liebtest, nicht zu bejammern brauchst. Laß mich Dir bald nachfolgen, damit ich von diesem Kummer befreit werde."

Da erschien plötzlich der Schulmeister. Seine Beine zitterten und seine Gesichtszüge drückten eine unsägliche Angst aus:

„Mit Verlaub, muß ich sagen."

„Um Gott, Schulmeister, was ist Ihm?" rief die Försterin. „Woher kommt Er zu so früher Tageszeit in solcher Hast? Und wie verstört sieht Er aus? Von

welchem Unheil will Er mir Kunde geben? Gewiß von Robert!"

„Ja, der Robert, und ein Unheil dazu. Sie nennt es mit dem rechten Namen und weiß auch vermuthlich schon Alles?"

„Nichts weiß ich! Garnichts!" sagte die Försterin in großer Angst. „Mir ist nur bekannt, daß mein Sohn, der Robert will ich sagen, seit gestern Abend nicht nach Hause gekommen ist."

„Gott besser's, Frau," sagte der alte Mann und trocknete sich die Stirn. „Ich habe die ganze Nacht mit mir berathen, was ich thun soll. Aber wissen muß Sie es doch und da ist es immer besser, Sie erfährt es von mir, als von Andern, die es nicht so gut mit Ihr meinen."

„Aber was, um Jesu Willen, soll ich denn erfahren? Er spannt mich auf die Folter."

„Der Thunichtgut! Der Bösewicht! — Aber, Gott wird ihn finden für seine schlechten Streiche. Gott und auch die Obrigkeit, die auf ihn fahndet."

„Allbarmherziger! Was sagt Er? Die Obrigkeit? Die Landreiter?"

„Es konnte garnicht anders kommen zuletzt. In der Nacht ist ein vornehmer Herr durch den Wald ge-

fahren. Spitzbuben haben seinen Wagen angehalten und ihm Alles abgenommen. Der Robert ist dabei gewesen."

„Das ist nicht wahr!" sagte die Försterin, aus voller Brust Athem schöpfend. „Robert mag noch so verworfen sein, so habe ich ihm soviel Christenthum eingeprägt, daß er kein Dieb, kein Spitzbube wird."

„Wollte Gott, daß Sie wahr spräche. Aber die Menschen sagen es, voraus mein Gevatter Brönner, von dem ich die erste Nachricht erhielt. Hat sich auch in der Neudorfer Schenke gezeigt, wo der fremde Herr ein Unterkommen fand. Andere sagen wieder, Robert habe mit dem fremden gnädigen Herrn gesprochen und dieser dem Robert eine gute Nacht gewünscht. Aber wie sollte sich das begeben? Und überdies — Sie hat es selbst gesehen, daß er mit der Flinte in den Wald ging. Die andern Kerle haben nur Knittel gehabt und Einer von den Dienern der Herrschaft ist erschossen. Wer kann das anders gethan haben, als der Robert?"

„Jesus!" rief die Försterin und brach ohnmächtig zusammen. Aber Robert, der in diesem Augenblicke in die Stube stürzte, fing sie mit seinen Armen auf und rief:

„Das lügt Er! Sei es nun aus Dummheit, oder

aus Bosheit, weil ich Ihm oft das Leben sauer machte. Er lügt!"

Die Försterin erholte sich. Sie raffte ihre letzten Kräfte zusammen und machte sich von den Armen des Sohnes los: „Sprich, Unglücklicher! Ist es wahr, was dieser Mann mir mit wahrer Todesangst erzählte?"

„Nein, Mutter. Ich habe weder geraubt, noch gemordet, sondern nur Reisende aus den Händen von Räubern befreit. Als ich heute Nacht an der schlimmen Au auf dem schwarzen Stein saß, wurde ein Wagen von Strauchdieben angefallen. Ich habe das Gesindel verjagt, einem derselben das Bein zerschossen und darauf die Fremden nach dem Neudorfer Krug gebracht. Das ist die ganze Geschichte."

„Der Herr sei gepriesen," sagte die Försterin, „daß er diese Schande von meinem Haupte genommen hat!"

„Ja, Mutter," sagte Robert mit der gewohnten Bitterkeit. „Dieser Schande ist Sie quitt."

„Aber Dich," fuhr sie, durch diese Worte gereizt, fort, „wird Dein Gewissen anklagen, daß Du das Leben eines Menschen, wenn es auch das eines Räubers ist, in Gefahr brachtest."

„Wenn mein Gewissen mich deshalb quält, so will

ich es damit beruhigen, daß ich zwei Menschenleben, die mehr werth sind, als hundert solche Vagabonden, erhalten habe," entgegnete Robert leichtfertig. „Tröste Sie sich also. Und über meine Zukunft mache Sie sich auch keine Sorge; ich werde nicht länger eine Last für Sie sein."

„Willst Du fort von hier? Und ohne meine Erlaubniß?"

„Die werdet Ihr mir nicht vorenthalten. Der Herr, den ich, sammt seiner Tochter, von den Räubern befreite, ist der Graf von Berghem, ein Niederländischer Edelmann, der in Hamburg das Amt eines Gesandten bekleidet. Er hat heute ein Langes und Breites mit mir gesprochen; findet Gefallen an mir und nimmt mich in seinen Dienst. Wenn Ihr brav seid, Robert, hat der gnädige Herr gesagt, und einen offenen Kopf habt, sollt Ihr es unter meinem Schutze weit genug bringen. — Nun, brav bin ich, wenn es auch Manchen geben mag, der mich nicht dafür gelten läßt. Und daß ich einen offenen Kopf habe, muß sogar der Schulmeister bezeugen, der es früher oft genug gesagt hat. In drei Stunden reisen die gnädigen Herrschaften ab. Ich soll gleich mit. Lebe Sie wohl, Mutter Reinhold, und danke Sie Gott, daß Sie mich los wird. Sie hat nie ein Herz

zu mir gehabt und mich nur um des Vaters willen geduldet. Das Eine verspreche ich Ihr: Ich will dem Namen Reinhold keine Schande machen. Und mitnehmen will ich Ihr auch nichts, als diese Büchse, womit ich dem Strauchdiebe einen tüchtigen Denkzettel beibrachte. Gott befohlen, Mutter Reinhold, und denke Sie ohne Verdruß an mich, wenn Sie es vermag. Lebe Er auch wohl, Schulmeister. Ich vergebe es Ihm, daß Er mich hat verklatschen wollen, denn ich bin viel zu glücklich, als daß ich Jemandem etwas nachtragen sollte. Juchhe! Es geht hinaus in die Welt!"

Er eilte hinaus in den herbstlichen Wald.

„Was soll daraus werden? sagte der Schulmeister zitternd vor sich hin.

„Das stellen wir Gott anheim!" antwortete die Försterin. „Es ist ein harter, störrischer Sinn in dem Buben, den weder mein seliger Herr, noch ich zu beugen vermochten. Vielleicht, daß ihn das bunte Weltleben, worin er eben jetzt mit lautem Lachen tritt, scharf anfaßt und ihn bessert."

„Das gönne ich ihm zu seinem eigenen Heil und zu Ihrem Troste, Frau!" sagte der Schulmeister und griff nach dem Hute.

„Amen!" sprach die Försterin und gab dem Manne die Hand zum Abschiede. Dann blieb sie allein und weinte bitterlich. Nimrod lag still zu ihren Füßen.

VI.

Drei Jahre sind seit jener Nacht in der Neudorfer Forst vergangen. Das prächtige Brüssel strahlt in dem Glanze der Feste, mit welchem der Adel und der reiche Bürger ihre Heimkehr vom Lande in die Stadt feiern. Die köstlich ausgeschmückten Säle der Herrenpaläste öffneten sich weit, um die herbeiströmenden Gäste zu empfangen. Am schönsten winkt die Lust aus dem alterthümlichen Schlosse der Grafen von Berghem, durch dessen gastliche Pforte die Schaar der willkommenen Gäste aus- und einwogt.

Drei Jahre verwandeln viel. Aus dem rohen Jägerburschen im Walde ist ein Cavalier geworden. Der Graf hat nichts gespart, um seinen Schützling bedeutend zu machen. Erfahrene Meister jeder Wissenschaft haben ihn tüchtig gefördert; am meisten freilich that es sein eigener Ehrgeiz. Längst schon sehnte er sich nach einem

Platz, von welchem aus er, angestaunt von der Welt, aufwärts klimmen könnte, bis zu dem Ziele, das er in weiter Ferne über sich schimmern sieht. Allein der Graf, der sich an ihn gewöhnt hat, läßt ihn nicht von sich. Robert ist an den Palast gebannt; aber in demselben herrscht er, in dem Kabinet des Gebieters, wie in dem entlegensten Kämmerlein des untergeordneten Lakaien.

Drei Jahre verwandeln viel. Comtesse Alice, die auf der Gränze der Kindheit stand, als sie in dem Neudorfer Kruge dem jungen Jäger für seinen treuen Beistand dankte, ist eine vollendete Schönheit geworden. Sie ist der allgewaltige Magnet, der die Blüthe des Adels in ihre Nähe bannt. Mit stillem Lächeln empfängt sie die ehrfurchtsvollen Huldigungen der Mächtigen des Landes.

Graf Berghem sieht diesem Spiele gleichmüthig zu. Er äußert sich zu Niemandem darüber, ob ihm diese Bewerbungen genehm sind, oder ob er sie als etwas Unvermeidliches duldet und die galanten Cavaliere zu allen Teufeln wünscht, weil er bereits über die Hand seines Kindes verfügte. Sein Gesicht ist heiter, wie immer und freundlich nickt er dem eintretenden Robert zu:

„Was bringt Ihr, Jonkheer?“

„Diese Briefe sind so eben mit einem außerordentlichen Courier aus dem Haag angelangt.“

„Gebt her. Wenn irgend etwas Wichtiges geschehen ist, mögt Ihr Euch nur zu einem Ausfluge bereit halten.“

„Zu Eurem Befehl, Herr Graf.“

„Ich glaube zwar, daß Euch damit nicht sonderlich gedient ist, Euch zu einer Zeit aus Brüssel zu entfernen, wo sich täglich neue Zerstreuungen darbieten.“

„Stellt mich auf die Probe, gnädigster Herr und Ihr werdet Euch vom Gegentheil überzeugen. Wenn ich nur irgend etwas thun könnte . . . .“

Der Graf unterbrach ihn: „Ruhig, junger Mann. Ich habe es Euch schon oft gesagt, Euer Ehrgeiz verzehrt Euch. Nur mit der Zeit reift die Frucht am Baum. Euere Ungeduld greift schon jetzt nach Allem, was erst der späte Lohn für lange und sorgenvolle Mühe ist. Und wenn ich Euch gewähren könnte, was ich nicht gewähren darf: Was dann? Euere Wünsche würden nur um so maßloser sein.“

„Eure Excellenz strafen mich hart.“

„Ich sage Euch nur die Wahrheit. Wohl vermag ich viel, aber ich bin nicht allmächtig. Die Gewalt des Vorurtheils vermag ich nicht zu bezwingen. Ich konnte

Euch mein Haus öffnen und unter meinen Schutz stellen. Eine Familie kann ich dem Heimathlosen nicht heraufbeschwören."

Robert erwiederte nichts; aber das Blut trat ihm aus dem Gesichte und er biß die Zähne zusammen.

„Nicht diesen wilden Ausdruck, den ich hasse!" sagte der Graf mit würdigem Ernste. „Daß ich Euch Euere dunkle Herkunft nicht entgelten lasse, müßt Ihr am ersten bekennen. Das Vorurtheil der Massen zu brechen, bin ich nicht stark genug. Also Geduld, Robert, bis die günstige Stunde schlägt. Und sie wird schlagen, wenn Ihr sie nicht muthwillig selber weiter hinausrückt. Und nun zu den Geschäften. Mein Gedächtniß wird zu schwach, um alle Namen zu behalten, die mir in dem Laufe eines Abends genannt werden; da wende ich mich denn einmal wieder an Euere Allwissenheit. Wer war der junge Mann mit dem blonden Lockenkopf in der Semanns-Uniform, den ich mit dem Wüstling, mit dem Arnhem, im blauen Salon fand?"

„Ein junger Edelmann aus Dänemark, Baron Bernfield. Er gehört zur Fregatte „Calypso," die vor Antwerpen auf der Schelde ankert, befindet sich auf Urlaub hier und ist von Herrn von Arnhem eingeführt worden."

„Leider bin ich gezwungen, diese Arnhems zu schonen, sonst .... Aber ich werde Sorge tragen, daß eine Scene, wie die gestrige im blauen Salon, nicht wieder vorkommt. Die Damen haben sich mit Recht beschwert.“

„Die jungen Cavaliere kamen von einem fröhlichen Diner. Baron Arnhem hat bereits um die Erlaubniß bitten lassen, Ew. Excellenz die Aufwartung zu machen.“

Der Graf machte eine zurückweisende Bewegung und sagte:

„Von etwas Anderem. Dieser Brief war in den übrigen eingeschlossen. Er ist von einer Jugendgespielin meiner Tochter. Bringt Ihr denselben. Und hört, Robert; kein Zähneknirschen mehr. Ich meine es gut mit Euch und es wäre mir leid, wenn Ihr durch Euere Ungeduld verderbtet, was ich nur langsam zur Reife bringen kann.“

Robert ging. Als er von der Gräfin zurückkam, meldete ein Lakai die Herren von Arnhem und Bernfield welche sich bei dem Grafen entschuldigen wollten. Robert bedauerte, daß Excellenz verhindert sei, ihren Besuch anzunehmen. Er sagte dies in kurzer, abstoßender Weise.

Die Edelleute fühlten sich verletzt und antworteten dem jungen Manne in einem hohen Tone.

„Ich muß die geehrten Herren bitten," sagte Robert kalt, „es gefälligst zu erwägen, daß die Gemächer der gnädigen Comtesse an diesen Salon gränzen. Ihre lebhafte Unterhaltung möchte die Dame beunruhigen und das kann Ihre Absicht um so weniger sein, als Jeder weiß, daß die Verehrung, welche Sie der jungen Erlaucht widmen, so groß ist, daß Sie dieselbe gestern Abend in ihrem eignen Hotel bei einer vollen Flasche mit lauter Stimme hoch leben ließen."

„Teufel noch einmal," sagte der Däne, rasch aufwallend. „Ich glaube, der Herr will sich über uns lustig machen. He, Arnhem! Wer ist der Herr?"

„Das müßt Ihr in den Listen des Hamburger Waisenhauses nachschlagen lassen, lieber Bernfield. Vielleicht, daß diese einige Auskunft über den jungen Herrn zu geben vermögen, der hier als eine merkwürdige Spielart der höheren Valetaille herum läuft."

„Herr Baron!" rief Robert drohend.

„Was beliebt?" fragte dieser kalt und fuhr, zu dem dänischen Offizier gewendet fort:

„Es genügt, wenn wir dem Herrn Grafen einige Zeilen schreiben."

Und im Hinausgehen sich zu Robert wendend, sagte er mit verletzender Kälte:

„Für die Zukunft empfehle ich Ihm mehr Vorsicht. Menschen Seinesgleichen haben nur zu hören, nicht zu reden. Es giebt Gottlob noch Mittel, solche Unverschämte gebührend zurück zu weisen."

Robert blieb vernichtet zurück. Die jungen Cavaliere bekümmerten sich nicht darum, sondern eilten nach der Behausung des Herrn von Arnhem und nahmen an der mit den edelsten Weinen besetzten Tafel Platz.

„Bei alledem," sagte Bernfield, den der Wein warm machte, „hat mir der Bursche gefallen. Eine stattliche Figur, Feuer in den Augen und einen markigen Ton. Er könnte einen Platz auf dem Halbdeck ausfüllen."

„Nichts kann er!" schrie Jener wüst dazwischen. „Garnichts. Ist ein Bettelbube aus dem Waisenhause. Und Waisenkinder haben nichts; nicht ein Mal einen Namen, weshalb sie sich einen borgen müssen. Bernfield, laß den Esel laufen, dem ich eine Züchtigung zugedacht habe, wenn er es sich nochmals einfallen läßt, mir in den Weg zu treten. Um auf etwas Anderes zu kommen. Wir wollen von der jungen Gräfin schwatzen. Von der Comtesse Alice, meine ich. Die Wetterhexe hat es mir angethan."

„Mir auch, Baron, mir auch.“

„Wißt Ihr, daß ich nicht ohne sie leben kann? Und gutwillig wird sie der Vater mir nicht geben wollen,“ meinte der Baron.

„Ganz so denke ich in Betreff meiner Person,“ entgegnete Bernfield.

„Dann müßte man —“ sagte Arnhem und nahm eine nachdenkliche Stellung an. „Hört, es wäre ein Hauptstreich, wenn man sie im Sturm erobern könnte.“

„Mir ist's, als wäre ich schon im vollen Sturm!“ sagte Baron von Bernfield, ein volles Glas hinunterstürzend.

„Und der Graf ist ein solider Vogel, den man lange rupfen kann, bis er kahl wird. Wer die Gräfin gewinnt, gewinnt auch die schönsten Güter in Flandern und Brabant. Und ich kann solche Güter wohl gebrauchen.“

„Zum Henker mit den Gütern!“ rief Bernfield im steigenden Rausche. „Ich will nur das schönste Mädchen von ganz Niederland. Ich habe selbst Güter, große Güter!“

„Und eine Offiziersgage.“

„Zum Henker mit der Gage. Ging als überzäh=

liger Freiwilliger an Bord, und kann bleiben, wo ich will. Morgen werbe ich um Gräfin Alice."

„Nein! Ich!" rief Arnhem in der Gluth des Weines.

„Nein! Ich!" schrie der Däne. „Zum Teufel mit Euch."

„Ich bin stärker, als Ihr und könnte Euch den Hals umdrehen, ohne daß Huhn oder Hahn darnach krähte. Aber, Ihr seid mein Gast und ich will Euch zeigen, daß ich das Gastrecht zu ehren weiß, wie es die Pflicht jedes braven Niederländischen Edelmannes ist."

Er öffnete ein auf dem Tische stehendes Kästchen und rief:

„Kennt Ihr diese?"

„Das sind Würfel!" lachte der Däne.

„Nun gut. Ich werfe zuerst und dann werft Ihr. Wer die meisten Augen wirft, hat die Vorhand. Seid Ihr es zufrieden?"

Der Däne nickte.

„Wohlan, da liegen sie. Drei und vier. Sieben Augen! Das ist ein guter Wurf. Nun ist die Reihe an Euch!"

Bernfield ließ die Würfel aus der Hand rollen. Zehn Augen!"

„Zehn Augen!“ rief Arnhem und begleitete die Worte mit einem schrecklichen Fluche. „Mit diesen zehn Augen habt Ihr die Erlaubniß, um die Gräfin zu werben, und sie zu nehmen, wenn der Alte sie Euch geben will. Ich könnte Euch zwar vorher den Hals umdrehen, denn ich bin stärker als Ihr; aber ich bedenke mein gegebenes Wort. Und so geht denn in Teufelsnamen auf die Brautschau. Heute aber müßt Ihr noch tüchtig mit mir trinken. — Hussah! Da kommt Beistand! Willkommen! Hussah! Willkommen!“

So jubelte Herr von Arnhem einigen eintretenden Herren entgegen, mit denen er das Zechgelage fortsetzte. Bernfield hatte sich unbemerkt entfernt.

VII.

Mehrere Tage verstrichen. Der Rausch war verflogen, und Herr von Arnhem hatte den verwegenen Auftritt bis auf die Erinnerung vergessen. Aber der Kopf eines Dänen ist härter. Was sich in demselben festnistet, geht nicht so leicht verloren. Bernfield verfügte sich im vollsten Glanze nach dem gräflichen Hôtel und suchte um eine Unterredung nach. Er bat so dringend, schützte einen so wichtigen Anlaß vor, daß der Graf nicht umhin konnte, den ihm unwillkommenen Besuch anzunehmen. Als Robert dem jungen Manne die Kabinetsthür öffnete, sah er ihn mit einem spottenden Blicke an; dieser beachtete denselben nicht. Die eisige Ruhe, womit der Graf den dänischen Edelmann empfing, setzte diesen in eine nicht geringe Verlegenheit. Bernfield stotterte in Beziehung auf jenen ärgerlichen Vorfall verwirrt einige Worte der Entschuldigung und bat dann um ein gütiges Gehör. Der Graf deutete schwei-

gend auf einen Sessel. Bernfield war auf einen solchen Empfang nicht vorbereitet. Die unerschütterliche Ruhe des Grafen raubte ihm die letzte Unbefangenheit und er begann eine verworrene Erzählung von dem Glanze und dem Ruhme seiner Familie; von den Glücksgütern, die er schon besitze und noch besitzen werde; von der Gunst seines Landesherrn und der beneidenswerthen Unabhängigkeit, deren er sich erfreue, so daß dem Grafen ein solches Lobpreisen schier ergötzlich vorkam und er nicht ohne einige Ironie entgegnete:

„Ich bin beschämt über diesen Beweis eines ganz ungewöhnlichen Vertrauens, womit der Herr Baron von Bernfield mich beehrt. Nur sehe ich nicht wohl ein, aus welchem Grunde derselbe mich so umständlich von dem Stande seines Vermögens und von seinen Aussichten für die Zukunft unterrichtet."

„Weil ich wünsche, daß Euer Excellenz mich ganz und gar kennen sollen und weil ...."

„Ich bin begierig."

„Weil ich," fuhr Jener fort und raffte seinen ganzen Muth zusammen, „mir von Euer Excellenz eine Gunst zu erbitten habe, deren Gewährung mein Lebensglück für immer begründen würde."

„Und diese Gunst?" fragte der Graf und seine

Stimme klang so gleichgültig kalt, daß der junge Mann schier zusammen fuhr und mit bebendem Tone sagte:

„Ich wage es, um das höchste Gut zu bitten, das Euer Excellenz gewähren können. Comtesse Alice . . .“

„Wie, mein Herr?“ unterbrach ihn der Graf und hielt nur mühsam an sich. Hatte er auch auf eine ähnliche Unverschämtheit gerechnet, war doch die Keckheit, womit der übermüthige Wüstling sie vorbrachte, für den alten Edelmann im hohen Grade verletzend.

„Meine Werbung ist wohl zuversichtlich, aber nicht unerhört,“ sagte der junge Däne schon mit etwas mehr Dreistigkeit. „Unsere Familien sind einander ebenbürtig. Neben einem gleichen Vermögen werfe ich die Gunst meines königlichen Herrn in die Waagschaale. Meine Werbung erscheint demnach, wie ich mir schmeicheln darf, als eine ebenbürtige.“

„Unbezweifelt.“

„Ich wage es daher, Euer Excellenz eben so ehrfurchtsvoll als dringend um eine entscheidende Antwort zu bitten. Darf ich hoffen?“

„Die Comtesse will sich noch nicht vermählen,“ entgegnete der Graf ausweichend. „Stehen Sie von Ihrem Begehren ab, Herr Baron. Eine augenblickliche Aufwallung hat Sie, ohne Wissen Ihrer Familie, einen

Schritt thun lassen, der zu unüberlegt ist, als daß ich weiter darauf eingehen dürfte. Ich betrachte daher Ihren Antrag, als nicht geschehen."

„Sie weisen mich ab?"

„Ich weise Sie auf Ihre eigene Ueberlegung hin, die Ihnen bei kaltem Blute sagen wird, daß ich recht gethan habe."

„So ist denn ein anderer, glücklicherer Bewerber mir zuvor gekommen?"

„Darüber bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig."

„Auch fordere ich keine. Aber ich weiß, daß dem so ist, und ich schwöre ...."

„Mäßigen Sie sich, Herr Baron!" unterbrach ihn der Graf aufwallend.

„Die Liebe achtet keine Schranke; sie trotzt jedem Hinderniß!" entgegnete Bernfield mit größter Lebhaftigkeit. „Euer Excellenz weigern mir, was mich allein beglücken kann. Es befremde Sie also nicht, wenn ich Alles aufzubieten versuche, das mir so weit entrückte Ziel zu erreichen, und Jeden, der mich daran verhindern will, als einen Feind betrachte, den ich besiegen muß."

Er entfernte sich. Der Graf, außer sich, zog die Klingel. Robert trat ein.

„Daß dieser Mensch mir nicht wieder vor Augen komme. Niemals!“

„Ich werde es zu verhindern wissen!“ antwortete Robert und entfernte sich mit einer Verbeugung. Draußen wartete der Gärtner mit einem geschmackvoll aufgezierten Blumenkorbe. Er nahm ihn und ging damit zur jungen Gräfin:

„Gnädigste Comtesse gestatten mir, Ihnen die Blumen zum heutigen Feste überreichen zu dürfen, welche der Herr Graf kommen ließ.“

„Ich danke Ihnen, Herr Reinhold. Mein Vater ist stets so gütig und Sie...“

„Ich bin ein treuer Diener meines Herrn.“

„Blumen sind mir stets die willkommenste Gabe; sie gewähren mir das innigste Vergnügen. Und jedes Mal, wenn mir die Freude recht nahe tritt, sage ich mir, daß ich sie nicht empfinden würde, wenn Sie nicht in jener Nacht so heldenmüthig zu unserer Hülfe herbeigeeilt wären.“

„Erwähnen Sie dieses geringen Dienstes nicht, gnädigste Gräfin. Er ward überreich vergolten.“

„Nein, Herr Reinhold. Was mein Vater auch immer für Sie gethan hat; was er noch thun kann;

er bezahlt damit das Leben zweier Menschen nicht, das Sie erhielten."

Sie sah ihn mit einem dankenden Blicke an; dann wendete sie sich zu den Blumen, wählte eine halb aufgeblühte Rose, betrachtete sie mit tiefem Sinnen und drückte sie in stummer Aufwallung an ihr Herz.

Robert, der jeder ihrer Bewegungen folgte, rief unwillkührlich: „Die Glückliche!"

Alice erröthete und schwieg. Mit halb abgewendeten Blicken reichte sie dem jungen Manne die Blume und entfloh in das anstoßende Gemach. Robert verbarg die Rose triumphirend an seiner Brust.

VIII.

Wiederum war es Herbst. Die schloßgesessenen Herren versammelten sich zum edlen Waidwerk. Inmitten der langen, dunklen Forsten, welche von den südlichen Abhängen der Ardennen in die Thäler hinabsteigen, lag ein alterthümliches Jagdschloß, das zu den gräflich Berg-hemschen Besitzungen gehörte. Hier verweilte der Graf jeden Herbst einige Wochen und seine Freunde begleiteten ihn als willkommene Gäste dahin.

Es war ein sonnig-heller Tag. Unten im Schloßhofe wurde es allmählich laut. Die Rüden schlugen an. Die Pferde stampften ungeduldig den Boden. Die Gesellschaft versammelte sich bereits in der Vorhalle und der Graf, welcher gewünscht hatte, daß seine Tochter an der Jagd Theil nehmen möchte, ging nach ihren Gemächern, um sie abzurufen.

Alice empfing den Vater nicht mit der lächelnden Unbefangenheit, womit sie ihn sonst entzückte. Eine

leichte Wolke bedeckte die heitere Stirn. Der Vater bemerkte es nicht. Von einem Gedanken erfüllt, sagte er rasch:

„Die Jagd wartet. Ich komme, Dich selbst abzuholen, und Dir bei dieser Gelegenheit zu sagen, daß wir bei unserer Heimkehr einen neuen Besuch vorfinden."

„Und Wen erwarten Sie?"

„Meinen ältesten Jugendfreund, den Baron von Brederode."

Alice erröthete. Der Graf bemerkte es mit einem feinen Lächeln und fuhr fort:

„Er kommt in Begleitung seines Sohnes. Baron Carl ist einer der schönsten und geistreichsten Cavaliere von ganz Niederland."

Die Dame entgegnete nichts und der Graf setzte hinzu:

„Jede Familie würde stolz darauf sein, ihn den Seinigen zu nennen."

„Lieber Vater..."

„Jetzt keine weiteren Erörterungen. Erst gestern ganz spät bekam ich durch einen reitenden Boten die Nachricht von der Ankunft dieser Freunde, und ich theile

sie Dir mit, damit ihr plötzliches Erscheinen Dich nicht unvorbereitet treffe.“

„Ich danke Ihnen für Ihre zärtliche Fürsorge,“ sagte Alice, dem Vater die Hand küssend.

„Du sagst mir das mit einer so trübseligen Miene, als ob ich Dir, wer weiß, welche Trauerkunde gebracht hätte, und ich glaube doch zu wissen, daß Dir Dein früherer Spielgefährte stets ein willkommener Gast gewesen ist. Und nun laß uns nicht länger säumen. Zum dritten Male mahnen die Hörner zum Aufbruch.“

Der Graf führte seine Tochter die Stiege hinab. Am Fuße der großen Freitreppe stand Robert in eleganter Jagdkleidung, das Roß seiner Gebieterin am Zügel.

„Sieh da, Dein Stallmeister!“ rief der Graf mit heiterem Lachen. „Jonkheer Reinhold, Ihr bekleidet so viele Aemter in meinem Hause, daß ich kaum mehr weiß, welches das eigentlichste ist.“

„Das Amt Ihres treuesten Dieners,“ sagte Robert sich tief verneigend und hielt darauf seiner jungen Gebieterin den Bügel.

Unter Lachen und Scherzen ritt der ganze Zug in den Wald, bis zu dem gemeinsamen Sammelplatz, wo unter dem hängenden Grün blendend=weiße Zelte zur Rast und Erfrischung aufgerichtet waren.

Hörner erklangen. Zahlreiche Treiber hatten das Wild aus seinen Schlupfwinkeln aufgescheucht und dies streifte nach allen Richtungen durch den Wald. Die Jäger sprengten hinterdrein; hierhin, dorthin. Ueberall war freudige Bewegung.

Alice ritt einen einsamen Waldpfad entlang. Er führte abseits vom Jagdgetümmel und wurde zuletzt fast unwegsam. Sie achtete nicht darauf. Die Worte des Vaters: Der Baron von Brederode kommt! hatten ihr Herz beschwert, denn sie kannte die geheimen Absichten des Grafen wohl. Robert, der seine junge Gebieterin keinen Augenblick aus den Augen ließ, sprengte ihr zur Seite und sagte ehrerbietig:

„Herrin, wir sind hier auf einen Irrweg gerathen. Beliebt zu bemerken, daß Baum und Felsen sich immer näher zusammen schieben und das Weiterreiten in dieser Richtung unmöglich machen."

Die Dame blickte den jungen Mann an. Diesen erschreckte der umflorte Blick der Herrin und mit bewegter Stimme fragte er, was ihr fehle. Sie sah ihn einen Augenblick mit melancholischem Lächeln an, als wollte sie ihn zum Vertrauten ihres Kummers machen, dann aber wandte sie sich plötzlich ab, rief „Nein! Nein!" und trieb das Roß zur größeren Eile. Aber dies stol-

perte über einen umgestürzten Baumstamm, bäumte sich und Alice schwankte im Sattel. Wie ein Blitz sprang Robert vom Pferde und fing seine Herrin auf. Das kluge Thier blieb einen Augenblick stehen, während das Roß der jungen Dame, scheu geworden, sich herum warf und spornstreichs davon jagte. Robert beachtete es nicht. Er hatte vollauf zu thun, seine junge Gebieterin, für die er eine tiefe, innige Leidenschaft hegte, zu führen. Sanft ließ er sie auf einen moosbewachsenen Stein nieder. Einige Hängebirken bildeten eine natürliche Laube darüber hin. Langsam schlug sie die Augen auf. Beider Blicke begegneten sich und in einer Sekunde war der Bann gebrochen, der sie Jahre lang gefesselt hielt.

In einem andern Theile des Forstes, der einem benachbarten Edelmann gehörte, hatte sich ebenfalls eine lustige Jagdgesellschaft eingefunden. Es war eine stille Uebereinkunft zwischen den Berghem's und ihren Nachbarn, daß bei großen Jagden die gegenseitigen Reviergränzen kein Hinderniß für die allgemeine Lust sein sollten und sorglos schweiften die Jäger herüber und hinüber nach Lust und Laune. Unter jener zweiten Jagdgesellschaft befand sich auch Herr von Bernfield. Die frostige Zurückweisung, die er erfahren, hatte ihn tief verletzt und er schwur mit tausend Eiden, daß er sich empfindlich

rächen wollte. Leicht wärd es ihm, dem Sohn und Erben einer der ältesten und reichsten Familien in Dänemark, seine Beurlaubung nach Belieben auszudehnen und er spähte unablässig nach einer Gelegenheit, seinem Grolle genug zu thun. Sie fand sich nicht und das müßige Warten steigerte seine Ungeduld. Da kam der Herbst und mit Begier ergriff Bernfield die Einladung eines Edelmanns, dessen Besitzungen mit denen des Grafen Berghem gränzten. Er trennte sich absichtlich von den Jagdgenossen und folgte dem Schall der Hörner, die von jenseits herüber tönten. Da brach aus dem Dickicht das scheu gewordene Roß der Comtesse von Berghem. Er erkannte das edle Thier, auf welchem die Dame vor einigen Tagen an ihm vorüber geflogen war. Ihn durchzuckte eine dunkle Ahnung. Er setzte dem flüchtigen Thiere nach und fing es ein. Nachdem er dasselbe an einen Baumstamm befestigt, verfolgte er die Spur, die es zurückgelassen und bald entdeckte er Alice und Reinhold, die in stiller Seligkeit neben einander saßen. Leise, wie er kam, zog er sich zurück, schwang sich in den Sattel, ergriff das Roß der Dame bei dem Zügel und rief im Davonsprengen: „Hei, stolzer Berghem! Du hast einen Bernfield verstoßen und einen Knecht

dafür eingehandelt. Jetzt sollst Du erfahren, was es heißt, mich zu verhöhnen."

Die treue Dogge, welche eine stete Begleiterin der jungen Herrin bei ihren ländlichen Ausflügen war, hatt sich zu dem Roße gefunden, ohne daß es Bernfield merkte, der bald den allgemeinen Sammelplatz erreichte, wo nur der Graf anwesend war. Der dänische Cavalier näherte sich und sagte ehrerbietig:

„Ich bin der Gast des Herrn van Goes. Wenn es sich, nachdem was vorgefallen ist, nicht ziemen will, daß ich Euch mit meiner Gegenwart behellige, so darf ich für den gegenwärtigen Fall vielleicht auf Entschuldigung hoffen. Jenes Roß, welches ich so eben Euren Leuten übergab, langte vor einer Stunde auf den Jagdgründen des Herrn van Goes an. Ich schloß, daß es einer von Euren Damen gehöre, da die Satteldecke mit Eurem Wappen geschmückt ist. Den Reitknechten habe ich die Richtung angegeben, von welcher das Roß gekommen ist. Aber Gesinde ist indiskret und Ihr werdet nach Eurer Weisheit leicht ermessen, was in diesem Falle zu thun ist. Ich halte mich Euch empfohlen, Herr Graf."

Herr von Bernfield schwang sich in den Sattel und sprengte davon. Der Graf hatte das Leibroß seiner Tochter erkannt und war zum Tode erschrocken. Mit

bebender Stimme befahl er, ihm sein Pferd vorzuführen und ritt in Begleitung eines kundigen Reitknechts tiefer in den Wald. Als er sich unweit des Platzes befand, den Alice und Robert sich zum Ruheplatz erwählten, kam der Geist des Argwohns über ihn. Er warf dem Diener die Zügel zu, befahl ihm, zu warten und drang in das Gebüsch. Leisen Schrittes ging er weiter. Plötzlich zuckte er zusammen, und machte eine Bewegung, als wollte er sich auf das unglückliche Opfer stürzen, das ihm unfreiwillig in die Hände fiel. Aber schon nach wenigen Augenblicken kehrte die ihm gewohnte Ruhe zurück, sein Gesicht war marmorkalt und marmorfest und er ging festen Schrittes, woher er unlängst kam. Zu dem Diener sagte er, sich in den Sattel schwingend:

„Nirgends eine Spur. Wir müssen Zeichen geben und die Jagdgenossen zusammen rufen. Du dorthin; ich hierher. Stoße in's Horn und feuere die Büchse ab, so oft Du kannst."

Der Graf und sein Diener stießen in die Hörner; dazwischen knallten ihre Büchsen. Einige Jäger, die in der Nähe waren, beantworteten das Signal. Immer lauter ward es in dem Wald. Einige Herren fanden sich bei dem Grafen ein. Andere kamen von anderen Seiten herbei. Jeder hatte etwas gehört, Keiner wußte

das Rechte und der Graf schien zum erzählen wenig aufgelegt. Da erschienen auch Alice und Reinhold, die, von dem plötzlichen Lärmen aufgeschreckt, mit schwerem Herzen des Geschehenen dachten. Reinhold hob die Dame auf sein Roß und führte dasselbe am Zügel. Jetzt erst erfuhr die Gesellschaft, was denn eigentlich geschehen sei. Alice wurde mit einen lauten Freudenrufe begrüßt. Sie eilte zu dem Vater, der sie schweigend an sein Herz drückte und zu Reinhold, der sich ihm näherte, mit großer Ruhe sagte:

„Jetzt keine Erörterung. Meine Tochter scheint von dem Unfall, der sie betroffen, sichtlich erschöpft und bedarf der Erholung. Ich will sie selbst heimgeleiten. Ist es den Herren genehm, schließen wir für heute die Jagd.“

Schweigend kehrten Alle in das Schloß zurück. Bereits am folgenden Tage nahm Alles seinen gewohnten Gang. Der Graf fuhr fort, seine Gäste mit größter Aufmerksamkeit und freundlichen Ernste zu behandeln. Nur die Comtesse kam nicht zum Vorschein. Der Graf entgegnete auf jede desfalsige Erkundigung, der Schrecken, welchen der Sturz ihres Pferdes der Dame verursachte, habe sie sehr angegriffen und sie bedürfe der größten Schonung. Von dem früheston Morgen an harrte Robert Reinhold auf eine Botschaft des Grafen, um

näheren Bericht abzustatten, aber vergebens. Graf von Berghem hatte entweder Alles schon von seiner Tochter erfahren, oder er wollte überhaupt nichts Näheres wissen; genug, er fragte nicht nach ihm und als Reinhold ihm eines Tages in den Weg trat und von jener Jagd anfing, unterbrach ihn der Graf mit den kühlen Worten, daß sich solche unangenehme Ereignisse am schnellsten vergäßen, je weniger man davon spreche. Die Gräfin befände sich wohl und man müsse Gott danken, daß Alles so glücklich vorüber gegangen sei.

Aber mit dem Wohlsein der Gräfin mußte es doch nicht so günstig stehen, denn sie kam noch immer nicht zur Gesellschaft, was diese in eine gedrückte Stimmung versetzte. Ein Gast beurlaubte sich nach dem andern; es ward still und stiller in dem romantischem Jagdschlosse und der Graf meinte selbst, es sei am besten, mit der noch immer leidenden Dame nach Brüssel zurück zu kehren. Robert ward voraus gesandt, um Alles bereit zu halten.

Eine Unzahl von Geschäften harrte des Grafen. Drei Tage lang war er an sein Kabinet gefesselt. Am Abend des dritten ließ er Robert sagen, er möge sich zu einer größeren Reise bereit halten und die desfalsigen Befehle am folgenden Morgen früh um sechs Uhr in

Empfang nehmen. Zur bestimmten Minute stellte sich Robert völlig reisefertig ein und der Graf überreichte ihm ein sorgsam versiegeltes Schreiben, wobei er sagte:

„Jonkheer, wie schon öfters, vertraue ich auch diesmal Euerer Klugheit. Dies Schreiben, welches ich Euch hiermit zu treuen Händen überliefere, ist von der größten Wichtigkeit. Fiele es in andere Hände, als für die es bestimmt ist, könnte daraus das größte Unheil entstehen.“

„Verlaßt Euch auf meine Treue, Herr Graf,“ sagte Robert, die Hand auf das Herz legend.

Ein dunkler Schatten flog über das Gesicht des Grafen: „Ich weiß, wir sind einander gegenseitig soviel schuldig geworden, daß es schwierig sein würde, miteinander aufzurechnen. Aber vielleicht gelingt es mir doch, die rechte Bilance zu ziehen. Euer Weg geht nach Amsterdam. Wählt einen unscheinbaren Gasthof und reiset nicht unter Euerem wahren Namen. Ihr versteht mich. Sobald Ihr angekommen seid, beeilt die Beförderung jenes Briefes ....“

Der Graf hielt inne. Robert entgegnete:

„Es wird pünktlich geschehen. Haben der Herr Graf mir sonst noch etwas zu befehlen?“

„Was Ihr weiter in Amsterdam zu thun habt,

kann ich jetzt nicht voraus bestimmen. Ihr werdet es von meinem dortigen Correspondenten erfahren. Genug, daß die Angelegenheit hochwichtig ist. Was man Euch in Amsterdam in meinem Namen befiehlt, führt es schnell und ohne zu grübeln aus. Gehabt Euch wohl."

Robert war in einer seltsamen Stimmung:

„Herr Graf, dieser Wechsel kommt so unerwartet. Die Art und Weise meiner Sendung lassen vermuthen, daß meine Abwesenheit lange dauern kann. Ist es mir nicht vergönnt, mich von der gnädigen Comtesse zu beurlauben?"

„Bei Eurer Wiederkehr werdet Ihr sie finden, Jonkheer; bei Euerer Wiederkehr!" sagte der Graf rasch. „Jetzt fort! Jede Säumniß bringt Gefahr."

Robert Reinhold entfernte sich. Auf dem Corridor, der zur großen Freitreppe führte, kam ihm eine der Gesellschaftsdamen der Gräfin entgegen. Er wollte sie anreden, aber sie ging mit einem kalten Gruße vorüber. Mit bange klopfendem Herzen stieg er in den bereit stehenden Wagen.

IX.

Es war ein trüber, unfreundlicher Tag. Die Gegend einförmig und todt. Rechts vom Wege langgestreckte Stoppelfelder, von regelrecht abgemessenen Gräben durchschnitten. Links einer jener hohen Deiche, welche die Ufer der Seen und Flüsse in ihr Bette zurück zwängen. Ein Wagen rasselte über den Steindamm hin. Der darin sitzende Reisende, fest in seinen Mantel gehüllt, brütete still vor sich und schaute nur unwillkührlich auf, als der Fuhrmann in eine schmale Seitenstraße, die in ein kleines Gehölz zu führen schien, rechts ablenkte.

„Was giebt's?“ rief der Reisende dem Fuhrmanne zu.

„Herrschaft, mit Verlaub. Mein Handpferd lahmt ein wenig. Dort vor uns im Busche steht ein Krug, dessen Wirth sich auf Pferde versteht. Wollen einmal

nachsehen, damit wir nicht liegen bleiben; denn nachher ist weit und breit kein Haus."

Der Reisende ließ es geschehen. Der Wirth untersuchte mit großer Sorgfalt und es fand sich, daß mindestens der Aufenthalt von einigen Stunden nöthig sei. Der Reisende fand sich in sein Schicksal und begab sich in die Gaststube. Er war unzufrieden, daß gerade ihn dies Mißgeschick treffe. Der Aermste ahnte nicht, daß ihm nur geschah, was allen Reisenden auf dieser Tour begegnete. Jeder erlebte es, daß kurz vor dem Kruge das Handpferd zu lahmen begann und der roßkundige Wirth versicherte, daß man vor einigen Stunden nicht weiter könne.

Diesmal schien ein Außerordentliches eingetreten zu sein. Der Wirth erklärte, das Pferd sei so schwer verletzt, daß es unfähig wäre, zu laufen. Anderer Vorspann müsse erst von der Station herbeigeholt werden und der Fuhrmann könne schwerlich um Mitternacht wieder zurück sein. Mynheer möge sich also in Geduld fassen, wie der andere Herr thäte, dem das rechte Hinterrad des Wagens zerbrochen sei. Was die Bewirthung anbetreffe, so werde man die Herrschaft soviel als möglich sei, zufrieden stellen.

„Es ist also noch ein unglücklicher Reisender hier?“

„Ja, Mynheer. Er tobt oben in seiner Kammer und flucht tausend Teufel aus der Hölle herbei. Es kommt aber nicht ein Einziger von ihnen und macht ihm das Rad ganz.“

„Empfehlt mich dem Herrn, als einen Leidensgefährten und ersucht ihn um die Gefälligkeit, mit mir zu Abend zu speisen, vorausgesetzt, daß Ihr eines Abendessens mächtig seid.“

„O, Herr! Was das betrifft, bin ich so eingerichtet, daß alle unsere Hoch- und Edelmögenden Herren bei mir zu Gaste gehen könnten, versteht sich, so viel ihrer in diesem Häuselein Platz haben,“ sagte der Wirth, sich verneigend. „Habe übrigens von dem wilden Gaste oben in der Kammer so eben eine gleiche Einladung für Euch erhalten, und will alsbald die nöthigen Anstalten treffen, damit eine Mahlzeit zu Stande komme, wie man sie in so abgelegenen Schenken, wie die meinige, selten zu sehen bekommt.“

In der großen Schenkstube ward gedeckt und die Fremden eingeladen, sich dahin zu begeben. Sie traten fast zu gleicher Zeit ein.

„Baron von Bernfield!" rief der zuletzt Eingetretene überrascht.

Der Baron stutzte. Er maß den Reisenden mit einem finstern Blicke und machte Miene, die Stube wieder zu verlassen. Aber schon in der nächsten Secunde besann er sich eines Andern, drehte sich auf dem Absatz herum, brach in ein lautes Gelächter aus und rief:

„Auf Ehre, das ist das tollste Zusammentreffen, was ich je erlebt habe. Zwei unglückliche, das heißt, abgewiesene Liebhaber..."

„Herr Baron!"

„Nur nicht eifrig, mein schöner Herr. Zwei unglückliche Liebhaber, habe ich gesagt, die sich im hellen Zorn trennten, und nun in einer einsamen Heideschenke, einen schmalen Tisch zwischen sich, darauf angewiesen sind, Auge in Auge, nach vorgängiger Einladung, einander gegenseitig mit Höflichkeit zu bewirthen."

„Ich überhebe den Herrn Baron dieses Amtes," sagte Jener hochfahrend.

„Aber ich entlasse Euch Eurer Verpflichtungen nicht. Der Fall ist so einzig in seiner Art, daß wir ihn nicht unbeachtet lassen können. He! Wirth! Wein her! Ersäufen wir unsern Groll. Thut mir Bescheid, Herr Robert Reinhold!

Robert fügte sich gezwungen der Aufforderung und trank den feurigen Wein.

„Und nun hört mich an. Besser in Gemeinschaft mit einem Feinde trinken, als in der Einsamkeit schmachten. Eine Flasche ist nur zwischen zwei heiter gestimmten Leuten an ihrem rechten Platz. Was unter uns vorfiel und was vielleicht später noch vorfallen kann, heute Abend gilt es nicht. Wir sind zwei harmlose Reisende, die keinen andern Zweck haben, als gut zu trinken und sich möglichst die Langeweile zu vertreiben."

„Das gehe ich ein!" rief Robert lebhaft und füllte die Gläser.

Der Pakt war geschlossen. Das aufgetragene Mahl war leidlich, der Wein vortrefflich und Robert ward von der Lustigkeit des dänischen Edelmannes so hingerissen, daß er sein Glas füllte und mit lautem Lachen rief:

„Da widerstehe ein Anderer. Ihr habt mich mit Leib und Seele und in diesem Becher ersäufe ich allen Groll, den ich jemals gegen Euch im Herzen trug."

Der Cavalier hatte rasch und viel getrunken. Er entkorkte eine neue Flasche und rief:

„Das ist brav, mein Junge, und ich vergelte

Gleiches mit Gleichem. Brüderschaft für diesen Abend. Stoße an!"

„Ich trinke nur Brüderschaft für's Leben!" sagte Jener. Der Baron berührte Robert's Glas und rief:

„Und nun erzähle mir etwas von der letzten fröhlichen Herbstjagd am Fuße des Ardennenwaldes."

Robert sah ihn mit einem leuchtenden Blicke an. Dunkle Röthe stieg ihm in's Gesicht.

„Das ist gegen die Abrede," rief lachend der Edelmann. „Es ist Waffenstillstand und wir sind auf neutralem Boden. Erzähle Alles, Robert Reinhold, und wenn es Dir zu schwer wird, will ich Dir zu Hülfe kommen. Ich weiß dies und jenes von der Geschichte, zumal der flüchtige Zelter im Walde ..."

„Was wißt Ihr?"

„Habe ich doch das herrenlose Thier eingefangen und es dem Grafen zurückgebracht. Meinst Du, daß man auf eine solche Spur trifft, ohne sie zu verfolgen? Als ich den leeren Sattel sah, hielt ich die Dame für gefährdet und träumte schon von einem hartnäckigen Kampfe, den ich, um sie zu befreien, mit irgend einem Drachen oder sonstigen Unthier bestehen müßte. Aber ... ich bin discret, Robert Reinhold, und sage nur, daß ich eine halbe Stunde später vollkommen begriff, weshalb

die Dame nicht geneigt gewesen, mich mit ihrem unschätzbaren Wohlwollen zu beehren."

„Baron Bernfield!"

„Was willst Du, Schatz? Du bist noch allzu nüchtern. Hier ist eine Flasche von demjenigen Wein, wie ich ihn in meinem Wagen stets bei mir zu führen pflege. Der schäbige Krugwirth hat keine Ahnung von solchen kostbaren Perlen. Er soll Deine Zunge lösen, dieser Göttertrank. Wie kommt es, Robert Reinhold — denn Dein Umherschweifen auf der Landstraße ist mir verdächtig — daß Du, der begünstigte Freund der ersten Schönheit von Brüssel, Dich selbst aus ihrer Nähe bannst? Daß ich hier hoffnungslos herum kreuze, ist natürlich. Ich weiß, daß meine Fregatte nächstens nach den Texel kommt, und ich will für einige Zeit an Bord gehen, weil hier doch nichts für mich zu suchen ist. Aber Du? Was Teufels hast Du auf der Straße nach Amsterdam verloren, wenn Dir in Brüssel der ganze Himmel voller Geigen hängt?"

„Ich bin von dem Grafen von Berghem mit einer Botschaft beauftragt."

„Eine Botschaft? Und von welcher Art? Ich bin verteufelt neugierig. Sage an."

„Wenn ich es wirklich wollte, ich wäre es nicht

im Stande. Ich weiß nichts weiter, als daß ich ein versiegeltes Schreiben gewissenhaft an seine Adresse befördern soll."

„Also zu einem simplen Briefträger gebraucht er Dich? Gebraucht Dich dazu, unmittelbar nach jener verhängnißvollen Jagd. Hei! Ich wittere etwas von einem Uriasbrief."

„Was soll das heißen?"

„Hast Du Deine biblischen Studien vergessen, oder Dich nie mit dergleichen abgegeben? Irgendwo im alten Testamente kommt ein König David vor, und ein schönes Soldatenweib Bathseba. Diese Letztere hat unglücklicher Weise einen Mann, und weil er Seiner Majestät im Wege ist, wird er mit einem Briefe über Land geschickt. Mit einem Briefe, Reinhold; verstehst Du!"

„Alle Teufel!"

„Und seid jener Zeit heißen solche Briefe, womit man Leute auf die Landstraße schickt, die man gerne los sein will, nach dem Manne der schönen Bathseba: Uriasbriefe. Höre, Bursche, nicht nur um Deinetwillen, sondern auch wegen der Dame, die mir tiefer im Herzen gesessen hat, als ich jemals glaubte, sieh Dich vor. Es giebt einzelne Wege, auf welchen man im Voraus Jeden erkennt, dem man begegnet, hätte man ihn auch früher

nicht mit Augen gesehen. Ich wittere hier ein Schelmenstück. Der alte Graf ahnet Eure Neigung, Er weiß sie vielleicht mit Bestimmtheit ..."

„Nur von irgend einem Verräther!" rief Robert und schoß flammende Blicke auf den Baron.

„Neutraler Boden!" rief dieser. „Du willst immer so gern den Cavalier spielen, mein Junge, und fällst jeden Augenblick aus der Rolle. An Wen ist denn eigentlich jenes geheimnißvolle Schreiben gerichtet?"

Robert, dem der Wein im Hirn brauste, griff in die Brusttasche und warf den ihm anvertrauten Brief auf den Tisch. Der Edelmann nahm ihn hastig.

„Geert van Steen, Heerengracht," sagte er, die Adresse prüfend. Hollah! Wie ist mir denn? Wo habe ich diesen Namen schon gehört? Bei uns am Bord denke ich, und .... höre, mein Junge! Das ist mir verdächtig. Jetzt fällt es mir bei, daß dieser Geert van Steen einer der Hauptagenten der Holländisch-Ostindischen Compagnie ist. Traue dem Briefe nicht."

„Was soll ich thun?"

„Wenn Du meinem Rathe folgen und aller Zweifel überhoben sein willst, reiße den äußern Umschlag ab und laß uns sehen, was Seine Excellenz geschrieben hat."

„Nimmermehr!"

„Du bist ein Thor! Renne denn in Dein Unglück. Was kümmert's mich? Unser Waffenstillstand naht ohnedies seinem Ende."

„Sei es!" sagte Robert, düster vor sich hin brütend. „Ich erfülle mein Geschick."

„Ein köstliches Geschick!" sagte Bernfield, der, von Robert unbemerkt, sich des Briefes bemächtigt hatte und ein Siegel nach dem andern löste, „das einen Mann treffen kann, der mit Geert van Steen in Berührung kommt. — Richtig!" rief er plötzlich mit lauter Stimme und schlug den Brief auseinander. „Ich prophezeite recht; es ist nur noch etwas toller, als ich es mir gedacht habe."

Robert sprang auf: „Was hast Du gethan?"

„Dich aus der schlimmsten Hölle erlöst, die man einem Christenmenschen auf Erden bereiten kann und für die selbst ein Jude zu gut ist. Und das ist keine kleine That, wenn Du erwägst, auf welchem Fuß wir noch kürzlich miteinander standen. Beruhige Dich, mein Junge. Ist ein Frevel begangen worden, der eines Mannes Gewissen verletzt, so bürde ich ihn getrost dem meinigen auf; während die Frucht dieser sogenannten Missethat Dir zu Gute kommt. Höre nun den Inhalt dieses Briefes:

„Euer Edeln werden benachrichtigt, daß der Ueberbringer dieses Briefes ein Mann ist, den Ihr nicht aus den Augen lassen dürft. Wenn Euch ferner etwas daran liegt, mich verpflichtet zu haben, so werdet Ihr ihn, unter welchem Vorwande es auch sei, mit List, oder, wenn es sein muß, mit Gewalt festhalten; Ihr werdet gegen jede seiner Vorspiegelungen, welcher Art diese auch sein mögen, Euer Ohr verschließen: Ihr werdet ihn unter Anwendung der äußersten Vorsicht an Bord eines nach Batavia abgehenden Schiffes bringen lassen und dafür sorgen, daß er nicht vor Ablauf eines zwei Mal siebenjährigen Dienstes auf den Küstenschiffen der Kolonie nach Europa zurückkehrt. Schont in dieser Angelegenheit nichts und zahlt mit voller Hand. Ich erwarte baldigst einen günstigen Bericht, daß Alles vollständig gelungen sei.“

Bernfield hielt mit Lesen inne: „Wie gefällt Euer Edlen das? He?“

„Schändlich! Schändlich!“

„Zärtliche Sorgfalt eines Schwiegervaters, seinen Eidam an ein warmes Klima zu gewöhnen. Teufel noch ein Mal, Herr Graf, ich mache Euch mein Compliment! Nun, Robert, was meinst Du zu dem Ausfluge? Die Siegel sind nicht zerbrochen. Das Schreiben

läßt sich leidlich wieder verschließen. Hast Du noch Lust, Dich dem Herrn van Steen vorzustellen?"

„In die Hölle mit der Bestie!"

„Und doch muß der Brief von irgend Jemandem in die Hände des Kaufmanns niedergelegt werden, sonst — verstehe mich recht — gelangt keine Antwort an den Grafen Berghem, so schöpft dieser Verdacht. Es wird nachgeforscht, das Unterschlagen des Briefes kommt an den Tag. Wie kriege ich die Sache spitz?"

„O, Alice!" rief Robert erschüttert.

„Nur jetzt keinen Liebesjammer; das bitte ich mir aus. Es giebt wichtigere Dinge zu bedenken."

„Und er! Wie ich ihn liebte und ehrte! Ich verdankte ihm so viel; ich hoffte Alles und fühlte mich ihm gegenüber so tief verschuldet. Aber nun ist die Rechnung zerrissen."

„Das heißt, die alte," sagte Bernfield lachend. „Es geht heute eine neue an. Aber nun brechen wir auf. Schlafe in Deinem Kämmerlein so gut und so lange Du kannst. Mehr Wein taugt uns nicht und auf ein vernünftiges Gespräch ist nicht zu hoffen."

Am andern Morgen war Alles zur Abreise bereit. Robert hatte seinen Fuhrmann fortgeschickt und fuhr mit Bernfield. Dieser verlangte die Rechnung und den

Betrag derselben auf den Tisch werfend, sagte er zum Wirth:

„Ihr verdientet, bei lebendigem Leibe geschunden zu werden. Geht Ihr auf diese Weise mit allen Euern Gästen um?“

„Mit Allen!“ versicherte der Wirth, schnell sein Geld einstreichend. „Ich betrachte jeden Gast als Sohn vom Hause und behandle ihn darnach. Aber die Gäste sind selten zufrieden. Bekommen sie, was sie fordern, ist es ihnen niemals genug und sollen sie das Verlangte bezahlen, ist es ihnen stets zuviel. Ihr gehört noch zu den Besten, denn Ihr habt doch nur gedroht, Hand an mich zu legen, während Andere, obgleich ich sie meine Söhne geheißen, sich so weit vergessen haben, wirklich Hand an mich zu legen. So danke ich denn für gnädige Bezahlung und unterlassene Prügel und wage, noch eine kleine Bitte auszusprechen, verhoffend, daß die Großmuth der geehrten Herren sie mir gern gewähren wird.“

„Was giebt's noch?“ sagte Bernfield ungeduldig. „Vielleicht einen Posten auf der Rechnung vergessen, den ich nachzahlen soll?“

„Leider nicht,“ sagte der Wirth traurig, „würde es sonst gewiß von so großmüthigen Cavalieren erhalten. Ich muß nach Amsterdam, geehrteste Herren, um meine

Vorräthe, die in den letzten Tagen sehr abgenommen haben, wieder zu ergänzen. Es findet sich aber voraussichtlich den ganzen Tag keine Gelegenheit, und auf Euerm Kutscherbock ist ein ganz vortreffliches Plätzchen, um welches ich ganz gehorsamst gebeten haben möchte."

„Ha! Ha! Ha!" lachte der Baron. „Euere Unverschämtheit ist so groß, daß man sie schon ihrer Seltenheit wegen dulden muß. Ihr vermiethet uns für schweres Geld Euere Pferde und wollt dann umsonst mitfahren."

„Mir ist's um die leidende Menschheit," sagte der Wirth. „Wenn arme Reisende hier einkehren und Küche und Keller leer finden, können sie des Todes sein."

Der Baron hatte einen Augenblick nachgesonnen und rief dann schnell:

„Steigt denn nur auf, wenn der Kutscher Euch bei sich leiden will, Ihr Gauner von einem Wirth. Komm, Robert Reinhold, wir dürfen uns nicht länger versäumen."

Die Fahrt ging ziemlich rasch von Statten. Als sie vor dem Hotel hielten und der Wirth mit tausend Danksagungen vom Bock kletterte, sagte Bernfield:

„Hört, guter Freund. Ich habe Euch eine we-

sentliche Gefälligkeit erwiesen, darum rechne ich auf einen Gegendienst. Tragt diesen Brief so schnell Ihr könnt, nach der Heerengracht zum Herrn Geert van Steen! Gebt ihn aber nur in die Hand jenes Herrn. Bringt Ihr mir in einer Stunde Nachricht von dem Kaufmann, oder gar ihn selbst, damit ich mein wichtiges Geschäft sogleich beginnen kann, zahle ich Euch Euere Zehrkosten."

„Das Geld habe ich so gut, als in der Tasche," sagte der Wirth erfreut und eilte spornstreichs in das Comptoir des Herrn van Steen. Dieser las den Brief schnell durch, sah den Wirth, der einen baldigen Bescheid begehrte, von oben bis unten an und sagte dann ruhig:

„Guter Freund! Das geht mit der Antwort so schnell nicht, als Ihr meint. Ich muß mich erst auf dies und das besinnen und eine Stunde kann leicht darüber hingehen. Nehmt Ihr unterdessen wohl mit einem Frühstück vorlieb?"

Der Wirth, der von der Morgenfahrt hungrig geworden war, schmunzelte. Herr van Steen rief seinen Comptoirknecht und sagte diesem: „Bringe den Mann in die blaue Kellerstube und gieb ihm ein gutes Frühstück." Der Wirth bedankte sich und ging mit dem Knechte, den er unter den Arm faßte, und mit ihm in die Kellerräume des Hauses verschwand.

Acht Tage nach diesem Vorfalle ging folgendes Schreiben des Kaufmannes Geert van Steen an den Hochgebornen und sehr erlauchten Grafen von Berghem nach Brüssel ab:

„Ew. Hochgräflichen Gnaden beehre ich mich anzuzeigen, daß das mir übersandte, nach Stand und Namen nicht näher bezeichnete Individuum richtig bei mir eingetroffen ist. Habe ihn sofort bei mir behalten und bin getreulich nach Dero Instruction verfahren, habe namentlich auf keinerlei Einwendungen gehört, obgleich dieselben allerdings seltsam genug waren. Habe also nur zu melden, daß selbiger Mann glücklich nach Helvoetsluis geschafft und daselbst an Bord des Ostindienfahrers „Ocean“ geschafft worden, welches Schiff drei Stunden später in meiner Gegenwart die Anker lichtete. Es ist vorgesehen worden, daß jener Mann vor zwei Mal sieben Jahren nicht nach Europa zurückgelangen kann. Welches Ew. Hochgräflichen Gnaden mitzutheilen nicht unterlassen wollte, und halte ich mich Ew. Excellenz zu weiteren Diensten empfohlen, womit ich verharre, als Hochgräflliche Gnaden

Ew. Excellenz

ganz gehorsamster Diener

Geert van Steen.

Amsterdam.
Heerengracht, 20. Sept. 17**.

„Er ist todt!“ sagte der Graf von Berghem, als er diese Zeilen gelesen. „Unseliger! Du hast Dir selbst Dein Grab gegraben.“

X.

Hoch flattert der Danebrog von der Spitze des festen Castels von Tranquebar, jener Colonistenstadt, die zwischen zweien Armen des Kaweri eingeklemmt liegt. In einem abgelegenen Garten erhebt sich in dem Schatten einiger hohen Palmen und starkästigen Sycomoren, ein kleines Haus, dessen Fenster vor dem Eindringen der Sonne und der Insecten sorgfältig geschützt sind.

In einer Hängematte liegt ein junger Mann. Ihm zu Häupten sitzt ein Malaye, der ihm mit einem Palmenfächer Kühlung zuweht. Es ist Baron von Bernfield, zweiter Lieutenant am Bord Seiner Königlich Dänischen Majestät Fregatte „Thetis."

Der Kranke schlug die Augen auf: „Der Schlaf hat mich erquickt. Ah! Sage mir...."

Er sah um sich her. Als er Niemand, als den Malayen erblickte, forderte er zu trinken.

Der Malaye eilte zum Tisch und brachte seinem

Herrn ein kühlendes Getränk. Gleich darauf trat Robert Reinhold ein. Er trug die Uniform eines Dänischen Seeoffiziers.

Bernfield streckte ihm die Hand entgegen: „Willkommen. Habe schon nach Dir ausgesehen. Verdammt dieser Tiger!“

„Sage vielmehr, verdammt mein Uebermuth, der mich veranlaßte, allein auf eine solche Bestie Jagd zu machen. Wie fühlst Du Dich heute?“

„Alles geht gut. Nur matt, unerträglich matt,“ sagte der Baron. „Das ist wahr, Robert Reinhold, wir sind ein Paar prächtige Kerle, die sich gegenseitig nichts schuldig bleiben. Wo wäre ich jetzt, wenn Du die Bestie nicht mit Deiner Doppelflinte niedergeschossen hättest?“

„Was ist's denn Großes? Bin ja ein gelernter Jäger!“ entgegnete Robert, sich selbst verspottend. „Und hätte ich Dir diesen Dienst leisten können, wenn Du mich nicht vor drei Jahren in Amsterdam aus den Klauen der ostindischen Seelenverkäufer gerettet hättest?“

„Ja, das ist wahr!“ sagte Bernfield. „Du bist jetzt zwar auch in Ostindien und sogar in der weitberühmten Präsidentschaft Madras, wo wir Dänen eine zweite Heimath haben. Ist aber doch ein anderes Leben

hier, als wenn Du zwischen den Planken eines holländischen Schiffes vor der Pestbeule Batavia ankertest. Das war ein guter Gedanke von mir damals, Dich an Bord der „Kalypso“ mitzunehmen und den Commandanten zu ersuchen, Dir einen Platz als Volontair am Bord zu gönnen.“

„Ich bleibe dafür Dein steter Schuldner.“

„Du hast glänzend bezahlt. Ich meine nicht mit den Kugeln, die den Tiger niederstreckten, sondern durch Deinen Eifer zum glorreichen Seewerk. Habe niemals einen jungen Mann gesehen, der sich mit einer solchen Begeisterung der See zu eigen gegeben hat. Darum erlaubte Dir auch der Commandant, schon nach einem halben Jahre die Uniform anzulegen und hat Dich bei unserer Nachhausekunft dem Seeminister auf das Nachdrücklichste empfohlen.“

„Ja! Die See ist meine Lust, meine Freude!“ rief Robert lebhaft. „Das war es eigentlich, was mir im Sinne lag von Kindesbeinen an und ich vermochte es nie recht zu erkennen. Statt dessen verkümmerte ich in dem düstern Wald.“

„Wo Du ein guter Schütze geworden bist, mir zum Heil. Wir brauchen gute Schützen an Bord, um auch noch etwas Anderes als bengalische Tiger zu schie-

ßen. Daß unsere hohe Admiralität das eingesehen hat, beweist, daß sie Dich dieser Expedition als überzähligen Offizier beigegeben hat, mit dem Versprechen, wenn wir wieder binnen kommen, Dir das Patent als Lieutenant zur See auszufertigen. Was bringst Du mir sonst?"

„Ich habe von dem Commandanten den Auftrag, nachzufragen, ob der Colonialarzt Dir gestattet, an Bord gebracht zu werden, oder ob Du hier zurückbleiben mußt. Die Fregatte geht morgen unter Segel nach Java."

„Also doch nach der Pestbeule? Dann mag Graf Berghems Wunsch noch in Erfüllung gehn. Runzele nicht die Stirn, Robert. Wir sind nicht mehr in Brüssel und kennen uns jetzt besser. Zum Teufel mit den Aerzten und ihren Bedenklichkeiten! Von meinen Gefährten trenne ich mich nicht. Die frische Seeluft wird mir wohl thun. Gieb Ordre, Robert, daß man mich an Bord bringt."

„Mir thut es leid, von hier zu scheiden," sagte Robert. „Hier möchte ich bleiben."

„Bist Du toll? In diesem Neste? Ein schmaler Streifen Dänemark in eine britische Präsidentschaft eingeklemmt? Oder sollte...? Hollah, mein Junge! Hat irdend eine verführerische Rajahstochter Dich mit ihren Feueraugen bezaubert? Oder bist Du in dem verlockenden Netze einer Bajadere hängen geblieben? Ist mir im Hirn

noch von der Schule her etwas von indischer Poesie kleben geblieben; ein Dreiklang von Lotos, Gul und Bulbul, und vom Bogen des Anangas. Haben diese süßen Träumereien Dein Herz gerührt?"

„Thorheit!" sagte Robert. „Gerade, was Dir hier unbehaglich erscheint, reizt mich über die Maßen. Hier ist eine Colonie im Werden. Sie ist, im Vergleich zu ihrer Umgebung, klein und unbedeutend. Ein wahrhaftes Spiegelbild meines Lebens. Aber, Bernfield, sie kann so mächtig werden, wie jetzt ihre gefürchteten Nachbarn sind und darüber hinaus."

„Träumer!"

„Das bist Du!" sagte Robert eifrig. „Aber Alle sind glücklicher Weise Deiner Meinung nicht, und der ehrwürdige Gouverneur von Tranquebar, dem ich mein Ansichten mittheilte, ist ganz erfüllt davon. Was ich nur flüchtig bedacht, hat er reiflich bei sich erwogen und hätte längst das große Werk begonnen, wenn ihm nicht die Hände gebunden wären. Ja, der alte Herr versicherte mir sogar mit der innigsten Betrübniß, daß, während Alles vorbereitet ist, Dänemark in diesem Theile Asiens handelsmächtiger werden zu lassen, als es sonst irgendwo jenseits der Nordsee ist, man in Kopenhagen sich mit dem Gedanken vertraut zu machen suche, die

Niederlassung ganz und gar aufzugeben. Es ist eine Intrigue Englands, dem wir hier ein Dorn im Auge sind."

„Das wäre der Teufel!" lachte Bernfield. „Wo sollen denn unsere jungen Offiziere, welchen anzuhören ich auch die Ehre habe, den Ostindischen Dienst lernen? Tröste Dich, Robert. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß sie in Kopenhagen schon oft vieles gewollt haben, ohne daß irgend etwas daraus geworden ist. Du und Dein alter Gouverneur Ihr werdet Tranquebar noch eine Weile behalten."

„Und werde — muß ich auch jetzt scheiden — hierher zurückkehren. Verlasse Dich darauf. Wie lange es auch dauert, es wird geschehen, denn ich habe mir selbst mein Wort darauf gegeben und Du weißt, ich bin der Mann, es zu halten."

„Das bist Du. Aber — He! Ein Schuß?"

„Von der Fregatte. Die Böte werden an Bord beordert. Vielleicht, daß wir noch früher fort müssen, als es vorher bestimmt war. Ich scheide mit schwerem Herzen. Nun, Bernfield, wie stehts? Welche Ordre bringe ich an Bord?"

„Keine Ordre, sondern mich selbst ganz und gar, wie ich Dir schon gesagt habe. Laß unsere Jollboy's

kommen und mich sammt der Hängematte zu Boot tragen. Es ist Alles Eins."

Nach zwei Stunden war die gesammte Mannschaft am Bord der Fregatte. Gegen Mitternacht lichtete sie den Anker und befand sich mit dem anbrechenden Morgen auf hoher See. Bernfield athmete die altgewohnte Luft Er sog sie auf dem Deck in vollen Zügen ein.

Mit dem Beginn der Vormittagswache beschied der Capitain seine sämmtlichen Offiziere in die Staatskajüte. Erwartungsvoll betraten sie dieselbe. Der Capitain begab sich in ihre Mitte und sagte:

„Die Herren haben sich vielleicht über den raschen Befehl zum Aufbruch, und auch darüber gewundert, daß wir nach einer niederländischen Station beordert sind. Es ist dies am Lande fälschlich ausgebreitet, um die eigentliche Bestimmung der Fregatte zu verheimlichen. Nein, Ihr Herren, die „Thetis" segelt nicht nach Java; sie bleibt auf hoher See. Es ist verrathen worden, daß in diesen Gewässern mehrere verwegene Seeräuber kreuzen. Sie haben es auf unsere Indienfahrer abgesehen, die um diese Zeit von Kopenhagen kommend, auf der Höhe von Tranquebar zu erscheinen pflegen."

„Und England duldet diese Piraten unter den

Küsten seiner mächtigsten Präsidentschaft?" fragte der erste Lieutenant.

„O gutmüthiges Albion!" lachte Bernfield laut auf. „Wie Schade für Dich, daß die goldenen Tage Nils Juul's vorüber sind."

„Lieutenant Bernfield scheint von seiner Tigerwunde noch nicht geheilt!" sagte der Capitain mit einem strafenden Blick auf den vorlauten jungen Offiizier und fuhr dann fort:

„Die Herren wissen nun, warum es sich handelt. Lassen Sie Alles klar machen, damit wir, ohne weitere Vorbereitungen zu bedürfen, jeden Augenblick ein Gefecht eingehen können. Gott befohlen, Ihr Herren."

Der Commandant entließ die Offiziere mit einer Handbewegung, und sagte dann scherzend zu Bernfield:

„Und wenn wir schlagen, wird Baron Bernfield kein Fieber haben, sondern uns zeigen, daß Dänemark einen wackren Offizier hat, der seine Schuldigkeit thut, auch wenn er zufällig nicht Nils Juul heißt."

„Ich danke für den Verweis," entgegenete der Offizier, sich verneigend, „aber das in mich gesetzte Vertrauen will ich rechtfertigen."

Die Offiziere hatten sich nach allen Seiten hin zerstreut. Es entstand ein reges Leben am Bord der Fre-

gatte. Ueberall wurde klar zum Gefecht gemacht. Von allen Toppen spähte ein Udkiekmann sehnsüchtig in die Ferne, ob er nicht irgend etwas Verdächtiges gewahre.

Der Tag ging in steter Aufregung vorüber. Die Kimmung des Horizontes blieb rein. Noch weniger Ruhe bot die Nacht. Alle Wachtposten waren mit doppelter Mannschaft besetzt. Einer wollte es dem Andern zuvorthun. Ein Schimmer, welcher tief in See auf den Wellen sichtbar ward, galt für ein Blickfeuer, welches von dem Verdecke eines Schiffes aus auf das Wasser hinstrahlte. Gleich darauf war es verschwunden. Alles Volk war in großer Erregung deshalb und hoffte es wieder aufzufinden; aber umsonst. Es galt für ein vorübergehendes Seeleuchten.

Aber es war mehr. Am andern Morgen sah die Fregatte zwei größere Piratenschiffe, die im Lee neben einander segelten und sich wahrscheinlich während der Nacht Leuchtsignale gemacht hatten. Sogleich wurde der Befehl gegeben, sie zu verfolgen. Die Fregatte hielt auf die Piraten ab. Diese machten Linnen auf Linnen und suchten dem überlegenen Gegner zu entwischen. Doch ihre Stunde hatte geschlagen und nach einer hartnäckigen blutigen Gegenwehr wurden Beide geentert.

Als der Commandant nach dem Gefechte seine

Offiziere um sich sammelte, wurde Robert mit besonderen Ehren erwähnt, denn er war der erste auf dem Deck des einen Piratenschiffes gewesen. Der Commandant ernannte ihn und Bernfield zu Prisenmeistern der beiden Fahrzeuge und gab ihnen die Orte an, wohin sie die Schiffe bringen und dann mit ihm wieder zusammen treffen sollten.

Die gefangenen Seeräuber lagen im untersten Raum der Fregatte mit Ketten aneinander geschlossen. Die Prisenschiffe wurden mit königlichen Matrosen besetzt. In diesen Schiffen fanden sich mehrere Männer vor, die von den Seeräubern gefangen gehalten waren. Sie wurden von ihren Leiden erlöst, und ihnen angekündigt, daß sie in dem ersten Hafen, den man erreiche, an's Land geschickt werden würden.

Die jungen Prisenmeister steuerten ihren Cours. Beide standen neben einander auf dem voransegelnden Schiffe, als der Offizier des Kabelgats an sie herantrat:

„Herr Lieutenant, zwei von den Gefangenen, die wir am Bord haben, liegen sich fortwährend in den Haaren, weil Einer von dem Andern behauptet, er hätte ihn im Spiel betrogen. Wenn wir sie mit Mühe aus-

einander gebracht haben, fallen sie sich in demselben Augenblicke von neuem an. Sollen wir die Kerle binden?"

„Thut das. Oder doch mindestens den von ihnen, welcher der Schlimmste ist."

„Wie soll man das erfahren, Herr Lieutenant? Es geht kein wahres Wort aus Beider Mund. Sie gehörten einem Holländischen Ostindienfahrer an, der gestrandet war und dann von den Seeräubern ausgeraubt ward und Jeder behauptet nun, er habe einen Sack mit Rupien aus dem Schiffbruch gerettet, womit er gern bezahlen wolle, aber nicht könne, da Jener ihm den ganzen Sack gestohlen."

„Bringe mir die Kerle! Will selbst sehen, was mit ihnen zu machen."

Die Gefangenen wurden geholt und standen an der Scheide des Halbdecks, die Hüte in der Hand. Bernfield hatte den einen derselben kaum erblickt, als er ein lautes Gelächter aufschlug.

Robert sah ihn fragend an.

„Entschieden!" rief Bernfield lachend. „Der ganze Prozeß ist entschieden, bevor noch der kleinste Schritt zu einer Untersuchung geschehen. Das heiße ich, sich einen richterlichen Scharfblick aneignen."

„Ich begreife den Handel nicht," sagte Robert verwundert.

„Dieser da ist der Schuft!" sagte Bernfield, noch immer lachend auf einen der beiden Männer deutend. „Dies ist der Galgenvogel, der im Spiel betrog. Und wenn ein Sack mit Rupien gestohlen ist, so hat er ihn in der Tasche. He! Hollah! Reißt dem Burschen die Kleider vom Leibe und durchsucht ihn auf das Genaueste."

Es geschah und bald brachte der Offizier des Kabelgats einen Lederbeutel mit Goldstücken zum Vorschein, die er dem Commandanten reichte.

„Mache Dich bezahlt," rief lachend Bernfield und warf dem andern Gefangenen den Beutel zu. „Aber sieh Dich vor, daß Du nicht eine Viertel Rupie mehr nimmst, als Dir zukommt, sonst baumelst Du. Dann aber wandte er sich wieder zu dem Ersten, der in ein lautes Heulen ausbrach:

„Still, Halunke, oder ich lasse Dich auspeitschen, und wie 'nem Piraten hinterher den Kopf abschlagen, denn etwas Anderes bist Du auch nicht."

„Ich bin ein ehrlicher Mann," heulte der Beraubte. „Das Geld habe ich erspart, während der zwanzig Jahre, die ich in Diensten der Compagnie stehe."

„Schau, Robert, jetzt beweist der Kerl durch seine eigne Aussage, welch ein Schurke er ist. Spricht von seinem zwanzigjährigen Dienst in der Compagnie und hat erst vor noch nicht drei Jahren, in einem jämmerlichen Kruge unfern von Amsterdam, wenn auch nicht uns, so doch unserer Börse den Garaus gemacht."

Der Gefangene schrie auf und sah den Lieutenant an. Robert trat einen Schritt näher und erkannte den Wirth, den sie mit dem Briefe des Grafen von Berghem an den Agenten, Mynheer Geert van Steen schickten.

„Das sind sie! Das sind sie!" rief der Wirth, und ballte die Fäuste. „Das sind die Kerle, die mich den Seelenverkäufern verhandelt haben."

Der Offizier des Kabelgats hob die Hand und drohte, ihm den Schädel einzuschlagen, wenn noch ein Scheltwort aus seinem Munde gehe.

„Laß ihn nur," sagte Bernfield gleichmüthig. „Er will seinem Verdrusse Luft machen, und das muß ihm Keiner wehren, denn er beugt so dem Gallenfieber vor. Höre, mein Junge, däucht es Dir hart, vom Commandeur einer Herberge bis zum Deckläufer und Hundejungen eines Ostindienfahrers herabzukommen, so denke daran, daß Du eine solche Strafe vollauf verdient hast,

zur Sühne für alle geplünderten Börsen, für alle zerbrochenen Wagen und hinkenden Gäule, womit Du und Deine Fuhrleute, als Deine Helfershelfer ihre Gewissen beschwert haben. Mußt Du jetzt für Alle büßen, so ist es Dir unbenommen, Dich später an jeden Einzelnen schadlos zu halten. Nimm guten Rath an, Kerl; sei still und ehrbar, so lange Du Dich zwischen diesen Planken befindest, sonst liefere ich Dich an Bord des ersten besten Ostindienfahrers ab, der unsere Fahrt kreuzt, da Du der Compagnie laut Vertrag für zwei Mal sieben Jahre verpflichtet bist."

Mit einem Blicke des grimmigsten Hasses sah der Wirth die Offiziere an; aber er erkannte das Gefährliche seiner Lage und ging schweigend in das Zwischendeck zurück. Krampfhaft hielt er den Lederbeutel mit dem Rest der Goldstücke, die er zurück empfing, zwischen den Fingern. Er warf sich neben den geplünderten Schatz zu Boden und sagte vor sich hin:

„Sie haben um den Inhalt des Briefes gewußt, und es war einer von ihnen, der die Reise nach Indien antreten sollte. Dem Grafen von Berghem war er zur Buße verfallen und ich habe diese Buße mit meinem Leibe und mit meinem Golde zahlen müssen. Dafür will ich

meine Rache! Ich will wieder haben, was ich verlor! Auge um Auge! Zahn um Zahn! Und der mich unbarmherzig getreten, den will ich eben so unbarmherzig wieder treten.“

Er versank in ein tiefes Grübeln.

Nach längerer Fahrt liefen die Schiffe Land auf. Der Wirth, den seine Gefährten den Krug-Jantje nannten, hatte sich wärend der Fahrt an Robert Reinhold gewagt, und unter dem Schein demuthsvoller Unterwürfigkeit dessen Schutz erlangt.

„Ich bin es ihm gewissermaßen schuldig,“ sagte Robert zu sich selbst, „denn er hat sich für mich nach Java schicken lassen müssen. Alles läßt sich im Leben ausgleichen und es wird auch mit diesem armen Teufel abzurechnen sein.“

Als die Prisenschiffe bald darauf vor Anker gingen wollte Krug-Jantje diese nicht verlassen, weil er fürchtete, irgend einem Clerk der Ostindischen Compagnie in die Hände zu fallen und Robert ließ sich bewegen, ihn mit sich nach Europa zurückzunehmen. Das hatte er gewollt.

Nicht lange darauf trafen sie mit der Fregatte zusammen und diese fand in dem nächsten Hafen, den sie

anlief, den Befehl vor, ohne Verzug nach Kopenhagen zurückzukehren.

Mit vollem Hurrah verließ das Schiff die lange Station in den indischen Gewässern.

XI.

Drei Jahre waren abermals vergangen. Der Graf von Berghem, der sich seit jenem Ereigniß in den Ardennen aus der Oeffentlichkeit zurück gezogen hatte, war wieder an der Hand seiner Tochter in der großen Welt erschienen. Alice blühte jugendfrisch wie ehedem. Ihr Vater hielt die Herzenswunde für geheilt, die im Stillen fortblutete. Mit neuem Eifer warf er sich in den Strudel der Geschäfte. Willig kamen alle dem erfahrenen Manne entgegen, der seinem Vaterlande schon oft unter den schwierigsten Umständen Dienste geleistet hatte.

Unweit der prächtigen Dänischen Königsstadt, wo der Thiergarten bei dem Dörfchen Taarbeck an den Sund gränzt, stand unter hohen schattigen Buchen eine Villa, die mit allen Gegenständen des Luxus ausgestattet war, die das Leben behaglich machen. Es war dies der Sommeraufenthalt des Grafen von Berghem, der sich als Gesandter der Hohen Generalstaaten von Hol=

land und Westfriesland an dem Dänischen Königshofe befand.

Auf der blumenduftenden Verranda saß die Comtesse Alice, wenig die Bücher und Kupferstiche beachtend, welche auf dem Tische vor ihr lagen. Sie hielt den Kopf in die Hand gestützt und war mit ihren Gedanken weit, weit von hier.

Die Gesellschaftsdame, welcher die Zerstreutheit der Gräfin keineswegs entgangen war, schüttelte den Kopf, und sagte nach einer Pause:

„Gnädige Comtesse verzeihen. Ich wollte mir nur erlauben, Ihnen das Buch zu reichen, was Sie so eben fallen ließen.“

Alice sah sie erröthend an und antwortete wie abwesend:

„Was meinten Sie? Gleichviel. Ist mein Vater noch nicht aus Kopenhagen zurück?“

„Seine Excellenz bleiben heute in der That länger aus, als Sie sonst pflegen. Aber das erklärt sich wohl natürlich. Es wurden Fremde aus dem Haag erwartet.“

„Fremde?“ fragte Alice. „Das wußte ich in der That nicht. Hat der Vater mit Ihnen darüber gesprochen?“

„Eigentlich sind es wohl keine Fremde," sagte die Gesellschaftsdame lächelnd. „Es sind Freunde des Hauses, sehr gute Bekannte; nämlich die Herrn von Brederode."

„Was sagen Sie?" rief die Gräfin Alice und erbleichte sichtlich.

Die Dame, die auf einen solchen Erfolg ihrer Aeußerung keineswegs gefaßt war, antwortete schnell:

„Verzeihen Sie meine Unbedachtsamkeit. Aber wie konnte ich glauben . . . . Seine Excellenz sprechen von diesen Herren stets so rücksichtsvoll und Sie selbst haben sich über dieselben so gütig geäußert, daß ich fest geglaubt habe . . . ."

„Was glaubten Sie?" fragte die junge Gräfin mit leichtem Zittern.

„Ich bin nur derselben Meinung, wie so viele Andere. Verzeihen Sie, theure Herrin, wenn ich fehlte, aber Jedermann glaubt sich überzeugt, daß der Baron von Brederode nur hier erscheint, um seinen Sohn mit Ihnen zu vermählen."

Die Gräfin entgegnete nichts, aber sie zuckte schmerzlich zusammen und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Ein Wagen fuhr vor.

Die Gesellschaftsdame, welche herzlich froh war,

daß dadurch die peinigende Scene ihr Ende erreichte, rief lebhaft:

„Es ist Seine Excellenz!“

Einige Augenblicke später erschien der Graf auf der Veranda. Seine eigene Erregtheit hinderte ihn, die Bewegung, worin seine Tochter sich befand, zu bemerken. Er sprach sichtbar gezwungen von gleichgültigen Dingen und Alice sammelte sich allmählich:

„Ich war in Sorgen um Sie. Noch niemals blieben Sie so lange aus, ohne mir deßhalb einen Wink zu geben. Ich hoffe, daß Ihnen nichts Unangenehmes begegnete?“

„Im Gegentheil, liebe Alice. Mir ist eine Freude, eine recht große Freude zu Theil geworden, die nur dadurch gesteigert werden kann, wenn auch Du Freude darüber empfindest.“

„Wie kann mein gütiger Vater daran zweifeln? Was es auch immer sei, ich liebe es um Ihretwillen.“

„Mein gutes Kind. Setze Dich zu mir. Wir haben Mehreres miteinander zu besprechen.“

Alice folgte der Einladung ihres Vaters mit schwerem Herzen. Nach den vorhergegangenen Worten ihrer Gesellschafterin, wußte sie bereits, was sie nun erfahren sollte.

„Du weißt, Alice," hob der Graf an, „welche Wünsche und Hoffnungen ich in Bezug auf Dich gesetzt. Das Band der Achtung und Freundschaft, welches mich von Jugend auf mit dem Baron von Brederode verbindet, dachte ich fester zu verknüpfen, indem ich Deine Hand in die seines Sohnes legte. Ich wollte, daß mit dem Tode der Alten das schöne Verhältniß unter der Jugend fortdaure. Dir ist diese Absicht nicht fremd geblieben und leicht hast Du Dich derselben untergeordnet. Da trat ein Ereigniß ein, das ich gern in der nächsten Stunde vergessen hätte, wenn nur die Leiden, die Du erduldetest, die Erinnerung daran nicht stets wieder weckten. Ich habe Dich während jener Kriese — Du darfst mir dies Zeugniß nicht versagen, Alice — mit der größten Schonung behandelt..."

Die Gräfin ergriff die Hand des Vaters und drückte sie mit Thränen an ihre Lippen.

„Beruhige Dich, mein liebes Kind. Jene Zeit liegt hinter uns, wie ein überwundener rauher Wintermond, und vor uns winkt der Frühling in all' seiner werdenden Pracht. Möge er recht lange dauern; möge er sich blüthenreich entfalten zu Deinem Glücke. Mit diesen Worten kündige ich Dir willkommenen Besuch an."

„Ich glaube ihn zu errathen."

„Das ist, nach Allem, was ich Dir bisher sagte, nicht so schwer. Baron von Brederode befindet sich mit seinem Sohne bereits in Kopenhagen und ich bin gekommen, Dich auf ihren baldigen Besuch vorzubereiten."

„Ich danke Ihnen für diese Rücksicht, lieber Vater. Es ist mir ein neuer Beweis Ihrer Güte. Jetzt glaube ich es selbst, daß ich leidend war. Mir ist's, als ob noch jetzt ein schwerer Kummer mein Herz belastet. Aber ich will Ihrer würdig sein, Vater; ich will stark werden und Sie sollen sich über den Gehorsam Ihres Kindes nicht zu beklagen haben."

Der Graf umarmte seine Tochter mit großer Zärtlichkeit und Alice zog sich in die Einsamkeit ihres innersten Gemaches zurück.

Während dieses rührenden Auftrittes zwischen Vater und Tochter entfaltete sich außerhalb der Zollbude ein großartiges Schauspiel. Die königliche Fregatte „Thetis," aus Indien heimgekehrt, segelte, begrüßt von der Dreikronen-Batterie in den Hafen ein. Prinz Frederik, ein jüngerer Sohn des Königlichen Hauses, ein froher, lebenslustiger Herr in der Blüthe der Jahre, und zugleich Seemann mit vollster Leidenschaft, war einer der Ersten am Bord. Der Commandant fühlte sich durch diesen Besuch nicht wenig geehrt und unterhielt den Prinzen

mit der Erzählung verschiedener Abentheuer, die er während dieses Seezuges erlebte. Der Prinz hörte ihm mit sichtlicher Ungeduld zu und unterbrach ihn endlich mit den Worten:

„Ein anderes Mal, und zwar recht bald, sollen Sie mir das Weitere erzählen, lieber Capitain, und Sie werden einen aufmerksamen Zuhörer an mir haben. Jetzt aber macht die Freundschaft ihre Rechte geltend und die darf ich nicht verkümmern lassen. Wo ist Herr von Bernfield?“

„Hier, Königliche Hoheit!“ sagte dieser rasch vortretend und sich verneigend.

„Willkommen! Willkommen, Gustav!“ rief der Prinz, ihm lebhaft die Hand reichend und ihn dann in seine Arme schließend. Ich habe mich sehr nach Dir gesehnt.“

„Und ich habe Ew. Königliche Hoheit täglich in mein Gebet geschlossen,“ sagte der junge Edelmann. „Außerdem aber habe ich Hochdieselben bei jedem Kreuzzuge, den wir glorreich bestanden, an Bord gewünscht, denn ich weiß, Sie lieben, als ein ächter Däne die See über Alles.“

„Sehr! Sehr!“ entgegnete dieser. „Du weißt es ja von früher.

Der Prinz lehnte sich über den Reiling, ohne die

Hand des Freundes loszulassen und Beide sprachen fröhlich weiter.

Von allen Knaben, welche man dem Prinzen Frederik in seiner Jugend als Spielkameraden zugewiesen, hatte er sich nur an Gustav von Bernfield enger angeschlossen, der sich auch später fest in seiner Gunst erhielt. Nach einiger Zeit brach der Prinz das Gespräch ab und sagte zu dem gesammten Offiziercorps, das sich auf dem Halbdeck versammelt hatte:

„Ich hoffe, Sie bald in meinem Palais zu sehen, und mich mit Ihnen recht lange zu unterhalten. Gott befohlen, meine Herren! — Dich, Gustav!“ sagte er leise zu diesem, „erwarte ich noch diesen Abend.“

„Zu Euer Königlichen Hoheit Befehl!“ entgegnete Dieser und deutete auf Robert Reinhold, der am Fallreep die Wache hielt:

„Königliche Hoheit bitte ich um die Gnade, einen jungen Mann vorstellen zu dürfen, der zwar noch nicht auf dem Etat unserer Flotte sich befindet, derselben aber bereits wichtige Dienste leistete und sich überdies das Verdienst erwarb, mich aus den Klauen eines Tigers zu retten, der mir es wehren wollte, zu Ew. Königlichen Hoheit zurückzukehren.“

„Ein junger Mann, der mir so aufrichtig empfohlen

wird, hat Anspruch auf meine Theilnahme," sagte der Prinz, sich verabschiedend. „Ich hoffe, wir werden bald näher miteinander bekannt werden."

Nach einigen Tagen betrat Baron Gustav von Bernfield das Vorzimmer des Prinzen. Robert Reinhold begleitete ihn.

„Ich bedaure, daß die Herren warten müssen," sagte der Kammerdiener. „Aber ich kann Sie jetzt nicht melden, da der Graf von Berghem sich bei Seiner Königlichen Hoheit befindet."

Robert Reinhold konnte einen Ausruf des Staunens nicht unterdrücken. Bernfield gab ihm einen Wink und sagte:

„Der Graf von Berghem? Das ist ein Niederländischer Edelmann. Woher kommt er, und was mag er von dem Prinzen wollen?"

„Das vermag ich dem Herrn Baron nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß der Graf vor einiger Zeit als ausserordentlicher Gesandter nach Kopenhagen gekommen ist. Hier im Palais befindet er sich heute zum ersten Male. Da Seine Königliche Hoheit sich von allen politischen Angelegenheiten ganz und gar entfernt halten, so kann nur Eins . . . aber, es ist eben nur ein Gerücht."

„Und welches Gerücht, mein lieber Freund?"

flüsterte der Baron, den Kammerdiener vertraulich unter den Arm fassend und ihn von Robert wegführend, eben so neugierig, etwas zu erfahren, als der Diener bereit, etwas auszuplaudern. „Sie glauben es garnicht, wie sehr mich Alles interessirt, was unsern himmlischen Prinzen angeht. Was kann ein so kalter, steifer Geschäftsmann von unserm heiteren, stets lachenden Herrn wollen?"

„O, sicherlich nichts Böses," entgegnete der Diener lächelnd. „Der Herr Graf ist ein prachtliebender Herr. So kurze Zeit er sich auch erst am hiesigen Hofe aufhält, hat er es doch schon mehrere Male zur Genüge gezeigt. Es trifft sich jetzt, daß der Graf seine Tochter mit einem jungen niederländischen Cavalier verloben will, und er wird dieses Fest mit der größten Pracht ausstatten. So geht wenigstens das Gerede unter den Hausofficianten und der Herr Baron wissen, daß diese in solchen Dingen selten irren. Leicht möglich, daß der Graf Seine Königliche Hoheit um die Gnade bittet, die Feier des Festes durch Seine Gegenwart zu erhöhen."

„Zuverlässig," sagte der Baron. „Wie fein Ihr Scharfsinn das wieder ausgeklügelt hat. Sie sind eine Perle von einem Kammerdiener. Aber, lieber Freund,

noch Eins. Ich war früher längere Zeit in Holland, und hatte mit dem Grafen ein Rencontre, weshalb es ihm nicht angenehm sein kann, mir so unerwartet hier zu begegnen. Durch diese Thür aber.... Sie verstehen mich..."

„Vollkommen. Die Herren gelangen durch jene Seitenthür in die Bibliothek. Dort werde ich Sie später benachrichtigen."

„Charmant!" sagte der Baron, nahm Robert's Arm und Beide gingen, sich lebhaft unterhaltend, in der Bibliothek auf und ab.

Der Prinz trat ein: „Ich habe Dich warten lassen müssen, Gustav. Ein langweiliger Besuch..."

„Der außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister einer auswärtigen Macht hat stets den Vortritt vor einem einfachen Seemann. Mich freut es, Euere Königliche Hoheit so lebhaft mit der Politik beschäftigt zu sehen."

„Das fehlte mir!" rief der Prinz. „Der Graf lud mich ein, der Verlobung seiner Tochter beizuwohnen. Ich sagte zu und das ist Alles. Der Herr dort ist Dein Freund, Bernfield? Es freut mich, Sie bei mir zu sehen. Und nun ein Vorschlag. Ich sehne mich nach einer zwanglosen Stunde, die ich nach dem lang=

weiligen Hoffeste wohl verdient zu haben glaube. Ziehen wir uns daher in das Allerheiligste dieses Hotels zurück. Dort ist jedes Ceremoniel verbannt und wir können uns mit aller Harmlosigkeit unterhalten. Mein Kammerdiener ist bereits benachrichtigt worden, also folgen Sie mir, meine Herren."

Es war spät geworden. Schon schlug es Mitternacht und der Prinz saß mit seinen Gästen noch immer um den mit den edelsten Weinen und einem ausgesuchten Dessert besetzten Tisch. Jeder von ihnen war nach seiner Weise glücklich. Roberts Ehrgeiz hatte reichliche Nahrung gefunden, da ein Königlicher Prinz ihn seines näheren Umganges würdigte. Er erreichte den höchsten Gipfel, als der Wein die Zungen löste, der Prinz das Geheimniß der glühenden Liebe Roberts zur jungen Gräfin erfuhr, und begierig nach jedem einzelnen Umstande fragend, sich zum Beschützer des jungen Mannes aufwarf. Der Gedanke, entscheidend in das Leben eines Menschen einzugreifen und ihn auf eine Bahn zu führen, die in unerreichbarer Ferne vor ihm lag, versetzte den Prinzen in Enthusiasmus. Er vermaß sich, jede Verwirrung zu lösen und ein glückliches Ende herbeizuführen, müßte er deshalb auch den Schutz seines Königlichen Oheims in Anspruch nehmen. Robert hatte

die Sympathieen des Prinzen für sich und konnte mit Bestimmtheit auf denselben rechnen. Gustav von Bernfield war glücklich über die Freude des Prinzen, über den glücklichen Robert, der im vollen Steigen begriffen war und rieb sich die Hände bei dem Gedanken, daß es ihm vergönnt sei, dem Grafen von Berghem, der ihn so schwer beleidigte, einen empfindlichen Schlag zu versetzen. In dieser Fülle des gegenseitigen Glückes trennten sich der Fürst, der Edelmann und der Waisenknabe.

Der Graf von Berghem saß in seinem Kabinette mit den neuesten Depeschen beschäftigt, als der Kammerdiener durch die Thür rief:

„Seine Königliche Hoheit, der Prinz Frederik.“

Wenige Augenblicke nachher trat der Prinz ein. Der Graf empfing den Besuch mit einiger Ueberraschung.

„Entschuldigen Sie diesen zeitigen Ueberfall, lieber Berghem; aber ich konnte unmöglich längere Zeit vorüber gehen lassen, ohne Ihren lieben Besuch zu erwiedern.“

„Ich weiß diese Ehre in ihrem ganzen Umfange zu würdigen, gnädigster Prinz.“

„Nicht diese Ceremonie. Mein Wort ist ehrlich gemeint. Aber, welche finstere Stirn? Vermuthlich ver-

drießliche Geschäfte. Lassen Sie uns diese im harmlosen Gespräche vergessen. Ich bin in der Laune zu schwatzen.“

Der Graf war ein viel zu gewandter Diplomat, als daß er nicht unter dieser scheinbaren Unbefangenheit eine Absicht vermuthen sollte. Um solche desto eher zu ergründen, ging er in den Ton des Prinzen ein und erwiederte mit gleicher Artigkeit.

„Sie sind der liebenswürdigste Graf, den ich kenne!“ sagte der Prinz. „Ich habe mit dem Hausminister meines Oheims, Excellenz Stemann, sonst nie sonderlich sympathisirt, aber ich stimme darin vollkommen mit ihm überein, daß der Graf von Berghem der rücksichtsvollste Cavalier ist, von Allen, welche diese Residenz mit ihrer Gegenwart beehrten.“

„Prinz! Prinz! Ich habe mich in Ihnen geirrt. Ich hielt Sie für einen Seemann, offen und geradezu, leicht aufwallend, wie das Element, dem er dient und finde nun einen Höfling der feinsten Schule.“

„Spötter! Aber Sie sollen mich nicht aus der Laune bringen, worin mich eine Geschichte versetzt hat, die mir der Capitain der „Thetis“ erzählte.“

„Meine Neugier läßt sich niemals eine Geschichte unterschlagen,“ sagte der Graf, der seinem hohen Gaste

Gelegenheit geben wollte, dem Zwecke seines Besuches näher zu kommen.

„Es ist eigentlich die erste einer Reihe von Geschichten, welche von dem Muthe und der Tapferkeit melden, welche unsere Seeleute in zahlreichen Kämpfen mit Indischen Seeräubern an den Tag legten," entgegnete der Prinz und erzählte nun die mancherlei Abentheuer, die er erfahren, mit einem Feuer und einer Begeisterung, die den Beweis lieferten, daß der Prinz nicht allein mit ganzem Herzen Seemann war, sondern auch den lebhaften Wunsch hegte, den Grafen mit sich fort zu reißen.

Jetzt hielt er inne und sagte zu dem Gesandten, der mit vollem Antheil zuhörte:

„Es würde mich freuen, wenn Euer Excellenz ein ländliches Fest, welches ich morgen, diesen Offizieren zu Ehren, in dem reizenden Parke von Söndermarken veranstaltet habe, mit Ihrer Gegenwart beehren wollten. Meine gnädige Tante, Prinzessin Amalie, wird die Damen empfangen und sehr erfreut sein, Ihre reizende Tochter zu begrüßen. Darf ich auf die Ehre Ihrer Gegenwart rechnen, Excellenz?"

„Wer vermöchte einer solchen Einladung zu wider-

stehen? Meine Tochter und ich sind zu Euer Königlichen Hoheit Befehl."

„Charmant, lieber Graf. Und — wie sich das bei ländlichen Festen von selbst versteht — ohne Ceremoniel irgend einer Art; ganz zwanglos, nach eigener Lust und Laune. Auf Wiedersehen."

„Das bedeutet etwas!" sagte der Graf sinnend. „Aber, was es auch sei — wir werden kommen und auf unserer Huth sein."

Ein warmer, sternheller Abend begünstigte das ländliche Fest des Prinzen. Unter den uralten Bäumen von Söndermarken erhoben sich kleine ländliche Wohnungen, die mit ausgesuchter Einfachheit eingerichtet waren. Verborgene Musik erscholl aus den Gebüschen, die diese Hütten halb mit Blüthen überdeckten; die nahen und fernen Gänge des Parkes strahlten in feenhafter Beleuchtung.

Es war ein mannigfaltiges buntes Durcheinanderschwirren voll harmloser Fröhlichkeit und das Fest bereits im vollen Gange, als der Niederländische Gesandte mit seiner Tochter am Arm erschien. Der Prinz, an diesem Abend allgegenwärtig, begrüßte sie mit ausgesuchter Höflichkeit und als das Signal zum Tanze gegeben wurde, reichte er der jungen Gräfin den Arm.

Mit leichter Grazie flog das jugendliche Paar über den Rasen hin. Als der Prinz nach der ersten Pause mit seiner Dame harmlos plauderte, trat ein Lakai heran, der einen Brief überreichte, mit den Worten: „Von des Königs Majestät.“

„Gnädigste Gräfin entschuldigen. Ein Befehl des Königs, dem ich augenblicklich Folge leisten muß. Einer meiner Cavaliere wird die Ehre haben, Sie zu Ihrem Herrn Vater zurückzuführen. Ich werde mich bei erster Muße selbst entschuldigen.“

Fort war der Prinz und ein Herr trat vor, ihr mit einer Verbeugung den Arm bietend. Sie folgte ihm mit einem Gefühle der Bangigkeit, denn sie fühlte den Arm des Fremden in dem ihrigen heftig zittern.

„Alice!“ flog es kaum hörbar von seinen Lippen. Aber dieser Ton, wie leise er auch ihr Ohr berührte, drang tief in das Innerste. „Alice!“ flüsterte es noch einmal und sie wagte es, ihren Begleiter anzusehen. Erschreckt blieb sie stehen, jeder Fassung bar. Willenlos stand sie da in dem Bann der Liebe. Er sprach und sie antwortete. Aber was sie Beide gesprochen, sie hätte es nimmer wiedersagen können. Eine selige Viertelstunde war verstrichen.

Da nahte der Prinz und machte mit höflicher

Dringlichkeit sein älteres Anrecht geltend. Robert trat zurück. Der Prinz plauderte unbefangen weiter und da der Tanz gerade endete, führte er die Dame mit einem kurzen Umwege zu ihrem Vater zurück.

Der fürstliche Wirth hatte die größte Aufmerksamkeit für seine Gäste. Die vorderste Wand der improvisirten Häuser schob sich zusammen und reich besetzte Tafeln luden zum Genusse ein. Der Prinz bat den Grafen, ihm zu folgen und gab der Gräfin den Arm. Die Tafel des Prinzen, zu welchem außer dem Gesandten noch einige ältliche Herren und Damen geladen waren, befand sich an einem Punkte, von welchem aus man die Aussicht auf einen freien Platz hatte, der in bengalischer Beleuchtung mit wechselnden Farben strahlte. Ländliche Masken erschienen und führten kunstreiche Tänze aus. Gegen den Schluß derselben verkündigte das Steigen von Leuchtkugeln den Beginn des Feuerwerks. Trompeten schmetterten fröhlich darein. Plötzlich ertönte ein entsetzensvoller Schrei. Durch die Unvorsichtigkeit eines Feuerwerkers hatte eine Raketenbatterie, ohne die gehörige Richtung zu haben, sich vor der Zeit entzündet. Ein dichter Funkenregen stürzte auf die Leinwanddächer herab, unter deren Schutz die Gäste saßen. „Feuer! Feuer!" rief es plötzlich von mehreren Seiten

und in demselben Augenblick schlugen die Flammen hoch empor. Alles gerieth in die äußerste Verwirrung. Das Gedränge war so dicht, daß man nicht von der Stelle konnte. In dem Zelthause des Prinzen stieg der Lärm auf das Höchste. Er allein behielt die volle Gegenwart des Geistes, aber er war nicht im Stande, das Chaos zu entwirren. Graf von Berghem versuchte, zu seiner Tochter zu gelangen, die an dem entgegengesetzten Ende der Tafel sich befand, aber er vermochte nicht, sich dahin einen Weg zu bahnen.

Da erschien in der höchsten Noth Robert Reinhold mit einigen entschlossenen Holmsmatrosen. Sie ergriffen die schwere Tafel und räumten mit einem kräftigen Stoß, dies größte Hinderniß aus dem Wege. Robert sprang darüber hinweg. Er langte zur rechten Zeit an, um die ohnmächtige Dame mit seinen Armen aufzufangen und trug die süße Last unter sprühendem Funkenregen in's Freie. Alle Uebrigen drängten ihm nach. Das Dach stürzte zusammen.

Es war ein wildes Durcheinander-Rennen. Jeder rief die Seinen. Jeder suchte nach ihnen und fand sie wieder. Wie jäh auch der Schreck gewesen, hatte man doch nicht den geringsten Verlust zu beklagen. Alle fanden sich wieder zusammen und lagen sich jubelnd in

den Armen. Nur der Graf von Berghem hatte Alice noch nicht gefunden. Er vermochte kaum, sich aufrecht zu erhalten.

„Wo ist die Gräfin?“ rief der Prinz, der ihm entgegen kam.

„Ich finde sie nirgends und meine Kräfte schwinden. Dort sah ich sie zuletzt und gleich darauf stürzte das Dach zusammen.“

„Das wolle Gott nicht! Kommen Sie! Ich helfe Ihnen suchen! Gräfin von Berghem! Wer weiß, wo die Gräfin ist?“

„Hier!“ sagte eine tiefe Stimme. Der Prinz hemmte seine Schritte und stand mit dem Grafen vor Robert, der mit der Hand auf eine Dame deutete, die auf einer Moosbank ruhend, sich von dem ausgestandenen Schrecken erholte.

„Mein Kind! Mein Kind!“ rief der Vater und drückte sie leidenschaftlich an seine Brust. „Wer hat Dich mir erhalten?“

Alice deutete auf Robert. Eine Fackel warf ihr volles Licht auf sein Gesicht. Der Graf fuhr entsetzt zurück:

„Blendwerk ohne Gleichen!“

„Kein Blendwerk!“ entgegnete Robert mit einiger

Bitterkeit. „Euer Excellenz glaubten mich freilich an einem anderen Orte. Aber Sie werden mit mir den Zufall preisen, der mich früh genug aus Indien zurückführte, um Ihnen diesen Dienst zu leisten.“

Er entfernte sich rasch. Der Graf, außer aller Fassung, langte tief erschüttert zu Hause an.

Es ward still in dem Park von Söndermarken.

XII.

Der Leibdiener des Niederländischen Gesandten trat am frühen Morgen in das Kabinet seines Herrn und benachrichtigte, daß zu wiederholten Malen ein Landsmann um die Gunst bitte, den Herrn Gesandten zu sprechen. Man habe ihm aber, wegen seines wilden Aussehens und seiner heruntergekommenen Kleidung nicht gewillfahrt, und ihn aufgefordert, erst zu sagen, was er wolle, aber er habe es entschieden verweigert. Nun sei er zum dritten Male da und erklärte, er wolle sich auf die Hausschwelle setzen und dort so lange liegen bleiben, bis der Graf über ihn wegschreite.

Der Graf, der mühsam, wiewohl vergebens, nach Fassung rang, ließ den Diener ohne Antwort. Die Begebenheiten des vorigen Abends, waren sie nun vorher sorgfältig berechnet, oder zufällig geschehen, hatten ihn außerordentlich aufgeregt. Jetzt mußte ein unge-

wöhnlicher Schritt geschehen. Er beschloß die sofortige Vermählung seiner Tochter und beschäftigte sich mit den Vorbereitungen zu derselben.

„Was macht Ihr da, Adam Weerth?“ fragte er zerstreut, als er nach einer Pause den harrenden Diener gewahrte. „Weil Ihr gerade zur Hand seid, geht hinüber zu der jungen Gräfin und kündigt Ihr meinen Besuch an.“

„Sehr wohl, Ew. Excellenz. Aber Euer Gnaden wollen sich erinnern, daß ich gekommen bin, um einen Mann zu melden ....“

Der Graf erinnerte sich und sagte: „So laßt denn jenen Mann eintreten.“

Krugjantje erschien. Er verneigte sich tief und sagte mit einiger Hast:

„Ew. Excellenz, ich bin Deroselben Landsmann und in der größten Bedrängniß, darum suche ich hier Hülfe und Ew. Gnaden werden mir diese um so eher schenken, als ich durch Dero Anstiften habe drei Jahre im Sklavendienst der Ostindischen Compagnie aushalten müssen.“

„Seid Ihr bei Sinnen?“

„Glaube es wohl, daß es Ew. Excellenz nicht zu Kopfe will, weil es eine gar so hundsvöttische Geschichte ist. Und doch ist es buchstäblich wahr. Heiße Jantje

waal und hatte eine Statio nvor Amsterdam eine Herberge. Kamen eines Abends zwei Reisende an, die ich mit aller Freundlichkeit aufnahm. Als sie am andern Morgen abreisen, bitte ich, zum Dank für meine billige Zeche, um einen Platz auf ihrem Wagen, weil ich in Amsterdam Geschäfte hatte. Sie sagen es mir zu, unter der Bedingung, daß ich für sie einen Brief besorge und die Antwort zurückbringe. Ich habe kein Arges gegen ein Paar so achtungswerthe Cavaliere und gehe nach der Heerengracht zu Mynheer van Steen, und als dieser den Brief gelesen, lockt er mich in den Keller, wo man mich so lange einsperrt, bis ich bei Nacht und Nebel unbemerkt fortgeschleppt werden kann. So kam ich um meine Freiheit und um mein Vermögen, denn was aus meinem Schankkram geworden ist, läßt sich denken."

Graf Berghem war zum ersten Male rathlos. Er begriff, daß Robert den Inhalt jenes Briefes gekannt und sich desselben auf diese Weise entledigt habe. Er ging mit großen Schritten auf und ab und sagte endlich:

„Wenn sich Alles so verhält, was eine Untersuchung klar machen wird, habt Ihr Anspruch auf Entschädigung von meiner Seite. Aber wenn Ihr von Geert van Steen nach Batavia geschickt wurdet, wie kommt Ihr hierher?"

„Zwei Mal sieben Jahre hätte ich nicht überbracht; aber es kam anders. Waren in See, als wir nach einem Sturm, der uns große Havarie machte, von Piraten angegriffen und geentert wurden. Bald nachher erschien ein Dänisches Kriegsschiff, und besiegte die Piraten, auf deren Schiffen ich mit meinen Kameraden gefangen saß. Das ist bisher Alles in der Ordnung, aber unter den Dänischen Offizieren befanden sich die beiden Reisenden, die mir die Suppe eingebrockt hatten, und das ist etwas, wobei der Teufel seine Hände im Spiel gehabt hat."

Der Graf wußte nicht, was zu thun und sagte zum Wirth:

„Ich werde die Wahrheit zu erforschen suchen. Bis dahin müßt Ihr Euch gedulden."

Der Diener trat ein und meldete, daß die Gräfin bereit sei, den Besuch des Herrn Grafen zu empfangen.

„Nehmt diesen Mann mit Euch, Adam Weerth. Sorgt für ihn in jeder Weise und sagt Herrn van Straaten, ich ließe ihn ersuchen, die Angelegenheiten dieses Mannes in die Hand zu nehmen."

Alice erhob sich bei dem Eintritt ihres Vaters, vermochte sich aber kaum aufrecht zu erhalten. Der Graf setzte sich neben sie und sagte mit mildem Ernste:

„Ich habe die unselige Angelegenheit, die seit der

Jagd im Ardennenwald mein Herz beschwert, niemals unter uns zur Sprache gebracht, weil ich der Zeit und Deinem Verstande vertraute. Das Ereigniß des gestrigen Abends ändert die Lage der Dinge. Ich frage Dich nicht, ob Du von der Anwesenheit jenes Mannes unterrichtet warst."

„Ich hatte keine Ahnung von seiner Gegenwart."

„Das glaube ich Dir. Müssigem Geschwätze können wir nicht wehren, aber wir müssen durch unser Benehmen zeigen, daß jene Müssiggänger eben nur Lügen verbreiten und zu dem Ende ist es nothwendig, daß Deine Vermählung mit dem jungen Baron von Brederode ohne Verzug stattfindet."

„Wie, Vater?" rief Alice erschreckt.

„Bist Du nicht meiner Meinung? Oder glaubst Du, es gebe einen zweiten Weg, um aus diesem Wirrniß heraus zu kommen? Ich wiederhole Dir, es giebt keinen und darum bist Du binnen dreien Tagen Baronin von Brederode."

„Nimmermehr!" rief Alice fest.

„Du wagst es, mir in einem so entschiedenem Tone zu widersprechen? Alice! Soll ich glauben, daß die Schmach, die mich betroffen, für Dich keine ist? Glaubst Du, ich werde mein verpfändetes Wort einseitig brechen,

weil Du Dir plötzlich etwas Anderes in den Kopf gesetzt hast? Zwinge mich nicht zur Strenge, sonst wirst Du erfahren, daß ich einen eisernen Willen habe. Besinne Dich, mein Kind. Rede offen mit Deinem Vater. Ist Dir Dein gegebenes Wort feil?"

„Es wäre feige, wollte ich länger verbergen, wie ich im tiefinnersten Herzen denke. Schon lange vor jener verhängnißvollen Stunde im Walde liebte ich Robert stillgeheim. Du schicktest ihn fort, um nie wieder zu kehren, und ich gelobte mir, für die Milde, womit Du mich behandeltest, dadurch zu danken, daß ich mich Deinem Willen unterwarf. Du weißt, wie ich die erneuerte Werbung des Barons aufnahm, und der Gesellschaft als seine Braut bezeichnet wurde. Aber Dir blieb verborgen, welche schweren Kämpfe ich in jener Zeit bestanden, und in einsamen Nachtstunden die Hand krampfhaft gegen das gebrochene Herz drückte. Gott hatte mir die Gnade gegeben, eine äußere Ruhe zu erzwingen, und verlieh mir die Kraft, zu erfüllen, was Du meine Pflicht nanntest. O, ich bin auch ein Zweig des stolzen Baumes Berghem und wollte zeigen, daß ich bei dem größten Kummer noch lächeln könnte. Nun aber ist alle mühsam errungene Stärke vor dem Blick seines Auges dahin geschmolzen und ich flehe Dich an in meiner höchsten Noth und

Herzensangst, daß Du nicht von mir forderst, was ich nicht gewähren kann, seit ich Robert wiedergesehen."

„O, der Bube! Der Bube!" rief der Graf, im äußersten Zorn die geballte Faust erhebend.

„Was schiltst Du ihn? Er folgt dem Geschicke, weil er nicht anders kann. Mir ist es jetzt in einem Augenblicke klar geworden, daß uns trennen oder uns tödten dasselbe ist. Aber ich will Dir auch dieses Opfer bringen. Ich schwöre Dir bei Allem, was uns heilig ist, daß ich jeden Gedanken an eine Verbindung mit ihm aufgegeben, daß ich ihm nicht angehören will. Aber ich werde auch keines anderen Mannes Weib, so mir Gott helfe."

„Ist das Dein fester, unwiderruflicher Entschluß, Alice?"

„Gott hat meinen Schwur!" entgegnete sie feierlich.

„Schwur denn gegen Schwur. Du wirst Brederode's Weib binnen hier und dreien Tagen."

Der Diener riß die Flügelthüren auf und rief: „Seine Königliche Hoheit der Prinz Frederick!"

Der Prinz trat gleich darauf ein. Er schien die Aufregung, worin sich Vater und Tochter befanden, durchaus nicht zu bemerken. Mit aufrichtigster Besorgniß erkundigte

er sich nach dem Befinden der Dame, und ob der bedauerliche Unfall, den Niemand hätte vorhersehen können, irgend eine schlimme Folge gehabt habe.

Der Graf erwiederte mit einigen nichtssagenden höflichen Worten und das Gespräch schleppte sich mühsam kurze Zeit fort. Als der Prinz aufbrach, und sich der Dame empfahl, sagte er zu dem Gesandten:

„Mit Ihrer Erlaubniß, Graf, begleite ich Sie noch einen Augenblick in Ihr Kabinet. Ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen, die mir sehr am Herzen liegt.“

Alice zitterte, von einer bangen Ahnung ergriffen. Der Prinz bemerkte es und sagte:

„Leben Sie wohl, gnädige Gräfin. Auf ein baldiges, und hoffentlich frohes Wiedersehen.“

Der Prinz hatte lange und eindringlich mit dem Grafen gesprochen; aber dieser war unerschütterlich geblieben.

„Sie sind ein Eisenkopf, Herr von Berghem. Wollen Sie, um einer Grille wegen, zwei Menschen, die sich so innig lieben, unglücklich machen?“

„Es ist keine Grille, Prinz. Es ist die fest gewonnene Ueberzeugung, daß die Beiden nicht zusammen gehören. Die Scheidewand, welche sie trennt, ist unübersteiglich.“

„Kommen Sie von Ihrem unseligen Vorurtheil zurück. Ich achte die Standesunterschiede so sehr als Einer; aber man muß in besonderen Fällen eine Ausnahme gelten lassen. Wenn ein junger Mann sich selbst zu einem solchen Ziele hilft, kann man ihn wohl, ohne sich herabzusetzen, vollends dahin begleiten. Außerdem weiß ich, daß Seine Majestät der König geneigt ist, den jungen Mann, für die Ihm geleisteten Dienste mit einer entsprechenden Stelle zu belohnen und in den Adelstand zu erheben."

Der Graf antwortete nicht, aber ein spöttisches Lächeln flog über sein Gesicht.

„Es ist gut, Herr Graf," sagte der Prinz gereizt. „Ich verstehe diese stumme Antwort vollkommen und entferne mich. Möge es Ihnen nie leid werden, sie mir in solcher Weise ertheilt zu haben."

„Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich in jeder Weise meine Pflicht gethan!" sagte der Graf von Berghem feierlich. „Darum werde ich es auch nicht bereuen, selbst in diesem Augenblick fest geblieben zu sein, auf die Gefahr hin, mir das Mißfallen Euer Königlichen Hoheit zuzuziehen."

„Leben Sie wohl!" entgegnete der Prinz kalt und mit einer Handbewegung jede Begleitung verbittend.

Von der andern Seite her trat Gräfin Alice in das Gemach, bleich und mit Thränen in den Augen. Sie wankte dem Vater einige Schritte entgegen und streckte flehend die Hände gegen ihn aus.

„Ich bin jetzt fester entschlossen als jemals," sagte der Graf eiskalt. „In drei Tagen bist Du vermählt, oder ich verstoße Dich. Jetzt wähle."

Er entfernte sich ungebeugten Herzens. Alice sank laut weinend in die Kniee. Er wandte sich nicht zu ihr um.

XIII.

Es war ein glänzendes Fest in dem Palast des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, das dieser erste Mann im Staate dem hohen Adel des Landes, so wie den Vertretern der fremden Mächte und andern zufällig in der Residenz anwesenden hohen Fremden gab. Ein Fest des schimmernden Glanzes und der poetischen Fülle, das selbst des Königs Majestät durch Seine Gegenwart verherrlichte. Die hohen Säle des nordischen Palastes waren in Blumenhaine des Südens verwandelt und Tausende von Kerzen verbreiteten Sonnenhelle. In zwei großen Salons erklang verführerische Tanzmusik und die fröhlichen Paare schwebten in langen Reihen dahin. Die Zahl der Gäste stieg mit jeder Viertelstunde; öfters trat eine Stockung ein, welche die allgemeine Harmonie zu beeinträchtigen drohte, aber die jungen Verwandten des Hauses stellten, als wohlbestallte Cavaliere

vom Dienst, als welche sie auch bei Hofe fungirten, die alte Ordnung bald wieder her.

Der Graf von Berghem trat mit dem Baron von Brederode in den Empfangssaal. Ihnen folgte der junge Baron mit der Comtesse Alice am Arm. Der Wirth des Hauses stellte die Fremden seinem Königlichen Gaste vor, und kaum hatte dieser mit den Cavalieren einige Worte gewechselt, als Prinz Frederik, der verwöhnte und darum übermüthige Liebling des Königs sich näherte:

„Mit Allergnädigster Erlaubniß, Durchlauchtigster Oheim, aber lange genug hat das Fest die schönste Dame entbehrt. Ew. Majestät dürfen uns dieselbe nicht entziehen."

Und mit Alicen am Arm schwebte er nach dem Ballsaal. Der junge Baron von Brederode biß sich auf die Lippen und konnte seinen Aerger kaum bezwingen.

In diesem Augenblicke trat Gustav von Bernfield mit Robert Reinhold herzu und der König, der Versprechungen eingedenk, die er seinem jungen Vetter gegeben, winkte den Beiden. Der Graf von Berghem wollte sich rasch entfernen, aber der König hielt ihn mit den Worten zurück:

„Ich will das Fest nicht verlassen, Herr Graf, ohne Sie mit einem jungen Manne bekannt zu machen,

der die seltensten Eigenschaften besitzt. Ich habe Herrn Robert von Reinhold, der mit Ehren in meiner Flotte dient, in den Adelstand erhoben, um ihm einigermaßen für die Dienste zu lohnen, die er mir geleistet hat. Nur muthig vorwärts, junger Mann. Sie werden das Ziel nicht verfehlen."

Robert von Reinhold verbeugte sich vor dem Grafen und sprach von dem großen Glücke einem solchen Edelmann in so ehrender Weise vorgestellt zu werden. Aber der Graf von Berghem entgegnete kein Wort und sah ihn mit einem so eisigen Blicke an, daß der junge Seemann verwirrt, und bis in's innerste Leben verletzt, jede Haltung verlor und in den Kreis der Uebrigen zurücktrat.

„Herr von Reinhold scheint sich Ihres Beifalls nicht im besonderen Maße zu erfreuen?" fragte der König, einigermaßen unangenehm berührt.

„Ew. Majestät," entgegnete der Graf, indem er dem Gesandten des Königs beider Sicilien den Platz räumte. „Ich liebe die genialen Emporkömmlinge und ihr meist abentheuerliches Leben nicht besonders. Sie sind die gebornen Feinde des alten conservativen Adels und die Vorläufer einer Zeit, deren entartenden Söhne alles Bestehende mit frevelhafter Hand in den Staub stürzen werden."

Robert hatte sich im aufwallenden Zorn zurückge-

zogen, und Gustav von Bernfield, um einen schlimmen Auftritt zu vermeiden, führte ihn in den Ballsaal. Prinz Frederik trat ihnen mit seiner Dame entgegen und sagte:

„In der That, meine Gnädigste, ich muß mich schämen, ein so unerfahrener Tänzer zu sein, daß ich Sie beinahe in Verlegenheit gebracht hätte. Gestatten Sie es vielleicht meinem Cavalier, mein begangenes Unrecht wieder gut zu machen?"

Alice neigte sich schweigend. Sie hatte Robert erkannt und ahnte die Absicht des Prinzen, aber sie vermochte kein Wort hervorzubringen. Der Prinz hatte sich bereits mit Gustav entfernt, und Alice hing zitternd am Arm des Freundes, der in großer Erregung fragte:

„Ist es wahr, daß Ihre Vermählung mit dem Baron von Brederode unwiderruflich feststeht?"

„Der Vater will es."

„Und Sie wären im Stande, einem so tyrannischen Befehl zu gehorchen? Sie wollten ein Herz, das mir gehört . . . ."

„Aus Erbarmen, nicht weiter."

„Sie wollten an den Altar treten und im Angesichte Gottes einen Meineid schwören?"

„Nein, nein, Robert!" flüsterte sie. „Das will ich nicht!"

„So bleibst Du mein? Mein für immer?“

„Dein, oder sterben!“ sagte Alice fest.

„Komme nun, was wolle. Ich werde es zu ertragen wissen.“

Er ergriff ihre Hand und ging mit ihr nach dem Empfangsaal. Im Vorzimmer trat ihnen der Graf von Berghem entgegen, und Alice zu sich winkend, sagte er fest:

„Komm, meine Tochter. Dein Bräutigam bittet Dich um den nächsten Tanz.“

Alice bewegte sich nicht von der Stelle.

„Da kommt der Baron selbst. Näher, mein Sohn und geben Sie Ihrer Braut den Arm.“

Mit einem süßen Lächeln trat der Cavalier näher und richtete einige verbindliche Worte an die Dame. Da war es, als ob plötzlich ein Blitzstrahl vor dem geängstigten Mädchen niederschlüge. Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und rief:

„Niemals! Niemals!“

Diese unerwarteten Worte erschütterten selbst die Fassung des alten, gewiegten Diplomaten. Er sah seine Tochter mit einem schrecklichen Blicke an und sprach:

„Unglückliche!“

„Entsetzlich!“ rief der alte Baron von Brederode und ergriff den Arm seines Sohnes:

„Hier ist unseres Bleibens nicht.“

„Sie werden bleiben,“ entgegnete der Graf mit einem festen Blick auf den Freund, „und werden begreifen, daß nur ein krankhafter Zustand die Gräfin vergessen lassen konnte, was sich ziemt. Alice, der Baron harrt Deiner.“

„Ich kann niemals die Seinige werden!“ entgegnete sie mit hinsterbender Stimme und sank bewußtlos in die Arme Roberts.

„Unmenschen!“ rief dieser. „Ihr tödtet sie.“

„Besser todt, als in der Schande leben!“ entgegnete der Baron von Brederode und hielt den Sohn zurück, der sich auf Robert stürzen wollte. „Du wirst den einzigen Ausweg wählen, den wir mit Ehren betreten können.“

Vater und Sohn entfernten sich. Gustav von Bernfield, der in der Nähe gewesen war, und es zu verhindern wußte, daß die Gesellschaft Zeuge dieser Scene wurde, ergriff Roberts Hand um ihn mit sich fortzuziehen. Aber der Graf von Berghem, der seit Alicens letzten Worten unbeweglich gestanden hatte, verhinderte ihn daran und sagte mit tonloser Stimme zu Robert:

„Ich erwarte Sie Morgen Vormittag um die zwölfte Stunde in meinem Hotel; Sie und Ihren Freund. Ich fordere Ihr Ehrenwort dafür.“

„Auf mein Wort; ich erscheine!“ entgegnete Robert und der Graf entfernte sich mit seiner Tochter, ohne die jungen Leute noch eines Blickes zu würdigen.

Früh am andern Morgen war Gustav von Bernfield bei Robert, ein großes, versiegeltes Schreiben in der Hand.

„Mich sendet der Prinz. Er hatte gehofft, daß die gnädigen Aeußerungen des Königs in Bezug auf Dich den Grafen milder stimmen würden und wollte dann in die Hände der Dame die Königliche Ordre niederlegen, die Dich zum Kammerjunker ernennt und Dir befiehlt, Dich am Bord des „Ocean“ nach Tranquebar einzuschiffen und in Gemeinschaft mit dem Gouverneur, der Dir so befreundet geworden, nach den von Dir selbst eingerichteten Plänen das Wohl unserer Kolonie zu fördern. Jetzt, da Alles anders gekommen ist, meine ich, diese Königliche Botschaft sei Dir ein kleiner Ersatz für das Verlorne und ich bitte Dich, Deine Abreise sofort in's Werk zu richten, denn daß Du zu dem Grafen von Berghem gehen und Dich neuen

Demüthigungen aussetzen werdest, weise ich, als ganz unglaublich, von der Hand."

„Du irrst. Er soll mich nicht für so feige halten, daß ich einer Einladung ausweiche, die wie eine Drohung klang. Zur bestimmten Stunde werde ich das Hotel Berghem betreten."

„Trotzkopf! So thue es denn. Aber allein lasse ich Dich nicht, denn die Einladung war so gut an mich, als an Dich gerichtet."

Sie brachen auf und wurden von dem Haushofmeister des Grafen in einen Saal geführt, in welchem sich der Graf mit seiner Tochter bereits befand. Er trat auf Robert zu und sagte:

„Es ist Ihnen gelungen, mein Herr, die Tochter von dem Herzen des Vaters abwendig zu machen und ein Verhältniß zu zerreißen, das ich für unauflöslich hielt. Alice hat zwischen uns Beiden gewählt. Sie ist die Ihrige."

„Herr Graf!" rief Robert, lebhaft überrascht. „Es ist ja nicht möglich."

„Meinen Sie, daß ich mit Ihnen scherze?" fragte der Graf eiskalt.

„Erbarmen!" schluchzte Alice, die Hände ringend. Aber der Graf hörte nicht auf sie, sondern fuhr fort:

„Von dem Augenblicke an, da jenes Wort gesprochen wurde, gehört diese Dame nicht mehr zu meinem Hause. Die Familie giebt sie auf. Was das Gesetz ihr zuspricht, wird ihr ausgeantwortet. Sie ist eine Waise und ich ein blattloser Stamm. Freuen Sie sich Ihres Werkes und damit es Ihnen ungetheilt verbleibe, folgen Sie mir zum Altar."

Mit wankenden Knieen nahte sich Robert der Dame, die sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte. In der Gesandschaftskapelle empfing sie der Geistliche, der das Paar zusammengab, darauf den Trauschein in Roberts Hände niederlegte und sich schweigend empfahl.

„Was ich im Walde von Neudorf Ihnen schuldig ward," sagte der Graf, „habe ich heute mit dem Reste meines Lebens bezahlt. Gehen Sie."

„Erbarmen!" flehte Alice nochmals. „Nicht diese Eiseskälte bei'm Abschiede. Sie rührt mich an, wie Vaterfluch."

„Ich fluche Dir nicht!" entgegnete der Graf mit bebender Stimme.

„Deinen Segen, Vater!" schluchzte sie und sank in die Kniee.

„Ich entlasse Dich ohne Groll. Ziehe hin in Frieden!"

Er berührte ihr Haupt mit der Hand und entfernte sich.

An dem dritten Tage nach dieser ergreifenden Scene flog die Brigg „Ocean" mit dem Königlichen Danebrog an der Gaffel, am Schlosse Kronenborg mit donnerndem Salut vorüber. Auf dem Halbdeck stand Robert, den Arm um seine Gattin geschlungen und sagte tröstend:

„Jenseits dieses Meeres erblüht uns ein neues Vaterland."

XIV.

Robert von Reinhold ist mit seiner jungen Gattin und allen seinen Träumen und Entwürfen in Tranquebar angelangt. Als er noch auf hoher See war, händigte ihm der Führer des Schiffes einen Brief ein. Er war von dem Manne, der ihn zuerst, als er noch in der Abhängigkeit lebte, schroff und verletzend entgegen trat, der ihm dann die Hand reichte, und ihn, ohne es eigentlich zu wollen, auf die höchst mögliche Höhe geschoben hatte. Es war Bernfields Lebewohl.

„Fahre wohl, Robert," lautete der Brief. „Und wahrscheinlich für das Leben. Schwerlich wirst Du jemals aus Deinem Indischen Paradiese hierher zurückkehren wollen; ich aber kann dem Drängen meiner Familie nicht länger widerstehen, denn ich habe viel gegen sie gesündigt, muß also wenigstens Etwas wieder gut machen. So erfahre denn aus diesen Zeilen, was ich Dir münd=

lich zu sagen, nicht den Muth hatte. Ich habe meinen Abschied gefordert und finde auf den weitläuftigen Gütern meines Oheims in Fühnen vollauf Gelenheit, mit Muße über alle die thörichten Streiche nachzudenken, die ich in meinem Leben verübte. Einen letzten Freundschaftsdienst habe ich Dir glücklicher Weise noch leisten können. Der sogenannte Krug-Jantje, der uns einst unbarmherzig prellte, den wir dafür allerdings überhart bestraften und mit dem uns der Zufall mitten auf der See wieder zusammen führte, hat sich in den Schutz des Grafen von Berghem begeben. Der stolze Herr hat dem armen Teufel, dem während seiner unfreiwilligen Marterreise sein Eigenthum in alle Winde zerstreut wurde, ein Almosen hingeworfen, und da er nicht nach Holland zurückreisen wollte, ihn zum Teufel gehen heißen. Dieser Mensch trug einen tiefen Groll gegen Dich im Herzen, den er durch scheinheiliges Betragen zu verdecken wußte, und Dich so sehr täuschte, daß Du ihn Deiner Dienerschaft beigeselltest. Er wollte diese Stelle nur benutzen, um Dir jedes mögliche Leid zuzufügen und seiner Rache genug zu thun. Sein trunkener Mund hat es einem meiner Diener verrathen und dieser gab mir einen Wink. Es ward dafür gesorgt, ihn bis zu Deiner Abreise in Gewahrsam zu bringen, damit Du

vor ihm gesichert bist und dann will ich versuchen, ob ich, der Vater so vieler tollen Streiche, auch einen gescheuten zu Stande bringen und dem armen Teufel sein Loos erleichtern kann. Versichere Deiner Gattin meinen Respekt und denke zuweilen an den tollen Seemann, der nun ehrbar zwischen vier Pfählen sitzt und fortan nur nach Wind und Wetter späht, um zu erfahren, ob sie seinen Rüben- und Kohlpflanzungen gefährlich sind oder nicht.

Gustav von Bernfield."

So war nun das letzte Band, welches Robert an das alte Europa fesselte, zerrissen, und ungetheilt wandte er seine Gedanken den blauen Fernen des immer noch räthselhaften Wunderlandes zu, wo seine Träume zur Wahrheit werden, und die lange gepflegten Keime zur gesegneten Frucht heranreifen sollten.

Mit dieser Hoffnung im Herzen betrat er den Boden der neuen Heimath, und wagte im brennenden Feuereifer die ersten Schritte, die Hand nach dem Ziele ausgestreckt, als könne er es in der nächsten Stunde greifen. Und als er Jahre lang über die glühenden Schollen hinweggeschritten war, mußte er diese Hoffnung begraben. Was man daheim, fortgerissen von der lebhaften Darstellung eines Enthusiasten, für einen Augenblick kräftig

unterstützt hatte, das fiel hier in sich selbst zusammen, als das durch jede Neuerung in seinen Rechten gekränkte Privatinteresse sich in seinem Zorn erhob und mit allen gefährlichen Waffen des Besitzes und des Vorurtheils zu Felde zog. Das mußte den künstlich geweckten Enthusiasmus in der Heimath dämpfen und die eifrigen Beförderer wurden allmählich lauer, als die ersten Versuche keine Resultate erzeugten. Beharrlicher Fleiß von Tausenden kann eine Wüste nach Jahren in einen fruchtbaren Garten umschaffen, aber die Tausende selbst gehen vielleicht daran zu Grunde. Sie scheiden von dem begonnenen Werke mit keinem andern Bewußtsein, als daß sie einen Keim in die Erde senkten, der allmählich zum Baume heranwachsend, dem Urenkel kühlenden Schatten bietet.

Aber Robert wollte sich nicht abmühen, für den Schatten, worin die Enkel ruhig schlafen sollten. Er wollte schnell ein Paradies aus dem fruchtbaren Boden stampfen, und in diesem Paradiese als Herr gebieten. Er wollte der Gewaltige sein, von dem alle Geschöpfe Licht und Leben empfangen sollten. Und als dies nicht gelang, wurde er finster, hart und kalt. Er verschloß sich vor aller Welt und stieß die ausgebreiteten Arme von sich, die ihn mit Liebe umfangen wollten, hieß den

Mund verstummen, der ihn mit sanften Worten zu trösten versuchte.

Mit inniger, zärtlicher Liebe hing Alice an ihren Gatten, der ihre ganze Seele füllte. Sie kümmerte sich wenig um den Reichthum, den der Vater ihr sandte, und womit er sich von ihrem Herzen loskaufte. Sie forderte nur Liebe. Aber der giftige Sammum fuhr über ihr irdisches Paradies und sein glühender Athem versengte die zarten Blüthen. Roberts Liebe war nicht stark genug, seinen brennenden Ehrgeiz zu bewältigen. Im steten Kampfe mit dieser feindlichen Macht, mußte er ihr endlich nicht nur selbst unterliegen, sondern auch sie mitreißen, die seinem Herzen vertrauend, sich fest an ihn geklammert hatte.

Als Alice erkannte, was sie verloren hatte und nie wieder gewinnen konnte, brach ihr Herz und der strahlende Sonnenglanz des Indischen Himmels war für sie erloschen. Still trauernd senkte sie das Haupt und ihre letzten Worte verklangen leise, wie der Abendwind durch die Baumwipfel zieht:

„Lebe wohl, Robert. Ich habe Dich unaussprechlich geliebt und ich vergebe Dir, daß Du diese Liebe nicht erkannt hast.“

Tief erschüttert stand Robert vor dem Grabe des

einzigen Glückes, das er wirklich besaß und so wenig würdigte. Die brennende Ehrsucht hatte ihn fast verzehrt und er stützte, ein jugendlicher Greis, das lebensmüde, ergraute Haupt mit der bebenden Hand.

Da traf ihn der letzte, entscheidende Schlag. Der König starb. Sein Nachfolger, der von jeher wenig Theilnahme für den Indischen Verkehr gezeigt hatte, entzog ihm seinen Schutz. Die Regierung, längst müde, für ein Werk thätig zu sein, das sie in seinem ganzen Umfange nie begriffen und stets für eine etwas kostspielige Chimäre gehalten hatte, ergriff begierig die sich darbietende günstige Gelegenheit und machte der ganzen Herrlichkeit mit einem Federzuge ein Ende. Sie hob die Gesellschaft zur Förderung und Ausdehnung der Dänisch-Ostindischen Handels-Interessen auf und stellte dem Direktor Robert von Reinhold anheim, in sein früheres Dienstverhältniß zu der Flotte zurückzukehren, oder mit einer entsprechenden Pension in den Ruhestand zu treten.

Da kam ein tiefer, unendlicher Schmerz über ihn. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Er erkannte, daß er von der Stunde an, da er über die Schwelle des Waisenhauses hinausschritt, bis heute umsonst gelebt; daß er ohne Freude und Genuß an dem Erreichten,

dies gleichgültig bei Seite geworfen, und die Hand nach etwas Fernem, Höherem ausgestreckt habe. Da vernahm er das markerschütternde Wort: „Bis hierher und nicht weiter!“ und auf Alicens Grabhügel niederknieend, sprach er mit von Thränen erstickter Stimme:

„Vergieb! Vergieb!“

XV.

Und abermals war es ein heiterer Sommertag, der sich auf das stolzgethürmte Hamburg herabsenkte. Mit lachenden Gesichtern grüßten sich Freunde und Nachbarn, denn es war wieder der Tag des Waisengrüns. Es hatte sich nichts verändert an diesem Feste. Vor der Eingangspforte harrten alte Frauen und Greise. Die Kinder sprangen lärmend umher. Die Stadtsoldaten und die Dragoner kamen zur gesetzten Stunde und als der rechte Augenblick kam, schallte durch die geöffneten Pforten ein frommes Kindersingen.

Befiehl Du Deine Wege
Und was Dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß', der die Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da Dein Fuß gehen kann.

An einen der Bäume gelehnt, die eine Zierde dieser Gegend waren, stand ein Mann in einfacher, dunkler Tracht. Er war noch im kräftigen Mannesalter, aber das Leben hatte die sonst so stolze Haltung gebrochen; der Schmerz das braune Haar weiß gefärbt. Er hatte den Hut tief in die Augen gedrückt, um den Gram nicht zur Schau zu stellen, der seine Stirn durchfurchtete und die Thräne zu bergen, die seine Wange herabrollte.

Es war Robert.

Vor seiner Seele stand jener Morgen, an welchem er zum letzten Male durch diese Pforte auf die Straße hinausschritt und als die Knaben laut rufend und mit den Büchsen rasselnd an ihm vorüber liefen, daß die Flittern in den Kränzen rauschten und die rothen und weißen Bänder daran im Winde flatterten, wie ruhelose Wimpel, zuckte es durch seine Brust wie ein jäher Schmerz.

Langsam folgte er dem Zuge von Straße zu Straße und ging mit zum Thore hinaus, dem Erfrischungsplatze zu. Wie sehr auch in den langen Jahren sich rings umher Alles verändert haben mochte: Die Wiese war noch dieselbe und auch dieselben Linden bargen in ihrem üppigen Laube die fröhlichen Sänger.

„Hier war es, wo ich stand," sagte er zu sich selbst. „Und dort stand der alte Mann, der mich aufmerksam betrachtete und an dessen Hand ich hineinschritt in den grünen Wald, und aus dem Walde in das wilde, ruhelose Leben...."

Robert schwieg eine Zeitlang tief bewegt und sagte dann traurig vor sich hin:

„Wäre es nicht geschehen. Dann verschwand ich in einer engen Werkstatt, worin ich noch heute säße, vielleicht glücklich, aber gewiß nicht mit dem ungeheuern Schmerz in der Brust, der mich verzehrt."

Er bemerkte, daß einige Vorübergehende ihn neugierig betrachteten, darum verließ er seinen Platz und knüpfte ein Gespräch mit einem der Vorsteher an, die ordnend und ermahnend von einer Kindergruppe zur andern gingen.

„Der Herr ist sehr gütig, daß er sich so freundlich über unser Kinderfest ausspricht. Wir haben die Freude, daß viele fremde Herrschaften, denen unsere Einrichtung bekannt ward, dieselbe mit dem größten Lobe beehrten und ich weiß, daß mehrere Potentaten in ihren Landen ähnliche Zufluchtsorte gründeten; ja, es lebt noch der fromme Ausspruch in unserm Gedächtniß, den ein edler Fürst gethan, als er unserm Zuge von ferne folgte und

die Hände über alle ausbreitend sagte: „Gott schütze Hamburg um dieser blauen Garde willen.“ Wenn der Herr vielleicht noch einen Tag verweilt und Belieben trägt, die Einrichtungen des Waisenhauses kennen zu lernen, bin ich gern erbötig, demselben zum Führer zu dienen.“

„O,“ sagte Robert wehmüthig. „Ich kenne sie sehr genau, lieber Herr, und würde nichts Neues sehen.“

Der Vorsteher sah ihn fragend an; aber Robert ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort:

„Ihr scheint mir ein wackerer Mann zu sein, dem man sich anvertrauen darf. Als ich vor Jahren, wider Hoffen und Erwarten, zu einem Glücksstand kam, gelobte ich mir, einen Theil des mir zugefallenen Goldes zur Unterstützung von Bedürftigen zu verwenden und habe Wort gehalten. Der Rest jener Summe ist noch übrig und ich kann nichts Besseres thun, als ihn in Euere Hände niederlegen, mit der Bitte, ihn zum Nutzen und Frommen Eurer Waisen zu verwenden.“

Der Vorsteher wog die erhaltene schwere Goldbörse in der Hand und sagte erstaunt:

„Aber, hochedler Herr — verzeiht wenn ich Euch aus Unkenntniß den Euch gebührenden Titel vorenthalte

— eine solche Gabe ist selbst aus der Hand mächtiger Fürsten ungewöhnlich. Darf ich den würdigen Vorstand benachrichtigen . . .?"

„Nein!" sagte Robert bestimmt. „Aber, wenn Ihr noch eine Minute für mich übrig habt, will ich Euch eine kleine Geschichte erzählen: Es war ein Fest wie heute, und abgesondert von allen übrigen Knaben stand die letzte Büchse, gedankenvoll und traurig. Da kam ein Jägersmann daher, der suchte einen Knaben, den er an Kindesstatt annahm, um Jemand zu haben, der ihn tröste in seinem Alter. Er wählte sich den Knaben mit der letzten Büchse und nahm ihn mit sich in den Wald. Aber der Knabe hat ihm nicht Wort gehalten, denn er war ein Trotzkopf, voll sündigen Hochmuthes und nur von ehrgeizigen Plänen erfüllt. Er verließ den Wald und kam in die Paläste der Großen; er durchflog Meere und Länder, ward reich und mächtig, sammelte Gold und Ehren und hatte deren doch nie genug. Das Schicksal verfolgte ihn mit seiner Gunst und doch blieb er arm, denn ihm fehlte ein zufriedener Sinn. Darum ist auch das Scheinglück vor ihm zerronnen wie ein Traumbild, daran er nicht festhalten kann und er sucht vergebens nach einer Stütze. Das ist die Geschichte des armen

Waisenknaben, der in die Welt zog. Und dieser Waisenknabe bin ich."

Robert entfernte sich rasch und eilte nach dem unfern harrenden Wagen, der auf der Straße nach Eutin fortrollte.

XVI

„Da kommt etwas Vornehmes!“ rief der Hausknecht der Neudorfer Schenke und deutete auf eine nahe Extrapost. Der Wirth öffnete dienstfertig den Schlag und nöthigte den stattlichen Gast in seine Putzstube. Der aber blieb draußen unter den schattigen Bäumen und fragte den Wirth nach mancherlei Dingen, so daß dieser sich schier wunderte, wie ein Fremder in der Gegend von Neudorf so gut Bescheid wisse.

Mittlerweile kam ein junger Mann aus dem Hause und schritt grüßend vorüber in das Dorf hinein.

„Das ist unser Schulmeister,“ sagte der Wirth. „Ein wackrer Mann, der meinen Jungen das Latein beibringt. Der alte Schulmeister, Gott habe ihn selig, er hatte die Schule an funfzig Jahre und darüber .... Aber ich langweile den Herrn mit dem Geschwätz.“

„Sprecht nur. Der Alte ist wohl längst todt?“

„Längst. Er starb bald nach dem Ereigniß, was hier im Forste stattfand und wobei ein Pflegesohn unseres Försters . . . . "

„Nun?"

„War ein aus Barmherzigkeit angenommenes Waisenkind, das der Förster aus Hamburg mitbrachte. Wollte sich einen Sohn aus ihm erziehen. Aber der Bube hat mit seiner Bosheit den alten Mann unter die Erde gebracht. Darauf ist er mit einem vornehmen Herrn, den er gegen ein Paar Strauchdiebe in Schutz nahm, in die weite Welt gegangen, entweder als Bedienter, oder als, was weiß ich. Hierorts hat nie ein Mensch wieder von ihm gehört. Spricht auch Keiner von ihm, außer daß die Frau Försterin manchmal seinen Namen nennt."

„Die Försterin Reinhold!" rief der Fremde überrascht. „Lebt sie?"

„Ja wohl," sagte der Wirth. „Muß mich nur wundern, woher der Herr den Namen jener Frau weiß. Gott hat ihr die Gnade geschenkt, daß sie bei voller Geisteskraft ihr fünf und achtzigstes Jahr erfüllt hat. Lebt draußen im Forst bei dem Nachfolger ihres Mannes Hat des lieben Gutes genug, um es sich überall wohl sein zu lassen, aber sie wollte nicht von der alten Heimath scheiden. Darum hat sie sich mit den Försterleuten

geeint, und was recht ist, muß man sagen, die Leute halten die alte Frau wie eine leibliche Mutter."

Der Wirth sprach noch mancherlei von jetzt und damals. Aber der Fremde erwiederte nichts darauf und unterbrach ihn endlich mit der Frage:

„Wenn mir recht ist, liegt der Neudorfer Forst in in jener Richtung. Führt nicht am Ende dieses Dorfes ein Richtweg durch das Feld rechts ab nach dem Forsthause?"

„Ganz recht!" sagte der Wirth erstaunt. „Der Herr muß hier in früheren Jahren mehrfach verkehrt haben."

„Ich will einen Gang in den Forst machen. Die Leute sollen warten."

Der Fremde ging nach der Försterei. Die Familie die vor der Thür unter den Bäumen saß, erhob sich bei seinem Anblick.

„Lasse sich Niemand stören. Man sagte mir, daß die Försterin Reinhold bei Euch wohnt. Kann ich sie einen Augenblick sehen und sprechen?"

„Gern, lieber Herr," sagte die junge Frau. „Wenn sie Euch nur hören kann. Frau Reinhold ist seit gestern Abend so schwach, daß wir jeden Augenblick glauben,

es ist aus mit ihr. Meine Mädchen sind bei ihr drinnen, ich will gleich nachsehn."

Nach einer Weile kam sie zurück: „Die Frau Reinhold ist eben aufgewacht und scheint recht kräftig."

Der Fremde ging sogleich in's Haus. Auf der Schwelle der Stube lag Nimrod. Er knurrte und fletschte mit den Zähnen. Die junge Frau mußte den Hund fast mit Gewalt entfernen, aber er folgte durch die offen gebliebene Thür und legte sich neben der alten Försterin die mit gefaltenen Händen in ihrem Sorgenstuhl saß. Die junge Frau sagte im Hinausgehen:

„Hier ist der Herr, der Euch sprechen will."

„Wer will etwas von mir wissen?" fragte sie leise.

„Ich bringe Nachricht von Robert."

„Von dem Unglückskinde? Lebt er noch?"

„Er lebt."

„Und was wißt Ihr von ihm?"

„Er hat ein ruheloses Leben geführt, von dem Tage an, da er Eueren Wald verließ, bis zu dieser Stunde. Er hat Reichthum und Ehre erworben, aber es dünkte ihm nicht genug, sondern er wollte immer weiter. Da fand ihn endlich der Herr, und riß das Einzige von seinem Herzen, was er liebte, sein Weib. Nun erkannte er

das Nichts, um welches er sich abgemüht, nicht um der Welt zu nutzen, sondern nur um seinem Hochmuthe genug zu thun. Er ließ Alles dahinten und begann ein neues Leben. Zu der Stelle, von wo er ausging, trieb es ihn zurück, und als er hörte, daß Ihr noch lebtet, die er so oft und schwer gekränkt, wünschte er nichts so sehr, als Euch sein Unrecht einzugestehen, und Euch um Verzeihung zu bitten für all das gebrannte Herzleid, daß er Euch angethan hat."

Die Försterin lächelte. Es war bereits ein Lächeln der Verklärung, das über dies bleiche Antlitz zog.

„Er soll kommen!" sagte sie leise.

„Hier ist er zu Euren Füßen!" rief er. „Hier ist Robert! Wollt Ihr ihm verzeihen?"

„Ich verzeihe Dir!" sagte sie nach einer längeren Pause, und ließ die Hand auf sein Haupt niedergleiten.

Die junge Frau, die zurückgekehrt war, winkte ihrem Manne, auf dieGruppe zeigend.

„Sie ist todt," sagte der Förster.

„Und der Mann, der dort kniet," flüsterte sie ihm zu, „ist der Waisenknabe Robert. Sie hat ihm vergeben."

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schleuse 4.